3

1961

PREIS: 1,– DM



ARMEE Rundschau



Radierung von Kurt Zimmermann

40. Jahrestag der Märzkämpfe 1921

Geburtstagsgespräche



Am Lenkrad erlebt

von

Stabsgefreiter Karli Köppchen

Also nehm' wir mal das Gas weg . . .
Da hat mich doch mein Otto in der letzten Februarwoche mit einer idiotischen Spinnerei ganz schön auf die Palme gebracht. Es ging um den Geburtstag unseres Genossen Oberleutnant, der zufällig am 29. 2. 1936 geboren wurde. Nun wollte der Dicke unbedingt genau wissen: Wann wird der wohl diesmal Geburtstag feiern? Am 28. Februar oder am 1. März? Oder gar nicht? Otto trieb mich drei Tage vor dem freudigen Ereignis mit seiner Rechnerei an den Rand des Wahnsinns: „Sieh mal, Karli, wenn er nun vormittags geboren ist, dann müßte er am 28. Februar feiern. Wenn er nachmittags das Licht der Welt erblickte, am 1. März. Wenn er nun aber mittags um 12 Uhr ankam? — Vielleicht muß man sich auch nach den Mondphasen richten — oder nach den Tierkreiszeichen — der Genosse Oberleutnant gehört zu den Fischen . . ."
Da platzte mir doch endlich der Kragen. „Du bist wohl vom Skorpion gebissen. Der Genosse Oberleutnant ist am letzten Februartag geboren und wird also am 28. Februar seinen Geburtstag feiern . . . Das ist doch klar wie die Höhe 28.2, nach deren Gipfel du schon mit der Hand langen kannst. Außerdem wird auch er die Geburtstagsfeste feiern, wie sie fallen, am 28. Februar seinen 25. und am 1. März unseren fünften."
Nach dieser wissenschaftlich fundierten Aufklärung stellte sich jedoch heraus, daß Otto ganz andere Bauchschmerzen hatte. „Aber Karli, das weiß ich doch alles. Mich ärgert an der ganzen Sache nur, daß dieser blöde Februar 28 Tage hat. Was meinst du, wie wir unsere Verpflichtungen erfüllt hätten, wenn die zwei oder drei Tage eines ehrlichen Monats noch zusätzlich vorhanden wären? Der Sturm auf Höhe 28.2 ist uns doch ganz schön sauer geworden — aber nun haben wir ja endlich Ruhe."
Da wurde mir alles klar, also begann ich so feinfühlig und behutsam, wie es meine Art ist, mit einer kalten Dusche. „Diese drei Tage hätten den Kohl ja nicht fetter gemacht. Wir haben's doch auch so geschafft. Und von Ruhe kann gar keine Rede sein! Die Armee ist zwar fünf Jahre alt, aber wir sind doch keine Armee von Fünfjährigen. Wenn wir auf der Höhe unserer Aufgaben bleiben wollen, dürfen wir nicht auf dieser Höhe 28.2 stehenbleiben. Also weiter vorwärts und aufwärts. Bei uns kommt auf jeden Berg ein höherer. Damit wir den Bonner Uralstürmern noch besser in die Suppe spucken können. Deshalb müssen wir aber auch den Weg vom Ich zum Wir gehen. Die ganze Gruppe muß sich Aufgaben stellen, die Rompe-Bewegung mitmachen, für gegenseitige Ersetzbarkeit sorgen. Warum sollten wir und die anderen Genossen von der Kfz.-Kompanie uns nicht endlich gemeinsam als Kfz.-Schlosser ausbilden lassen?"
Otto war ehrlich begeistert. „Das ist eine prima Idee. Gruppenverpflichtung ist sehr gut. Kameradschaftliche Solidarität überwindet alle Hürden. Nicht das Ich, das Wir ist entscheidend . . ."
Kinder, da hab' ich aber schnell gemerkt, wie der Hase laufen wollte. Otto glaubte wohl gar, bei der Gruppenverpflichtung fiele für ihn nichts ab. „Nee, mein Lieber, komm mir nicht mit der Melodie ‚Hanneman, geh du voran, du hast die größten Stiebel an'. Du denkst wohl, bei den Kfz.-Schlossern muß es auch einen geben, der die Lampe hält und das Bier holt. Kommt ja gar nicht in Frage. Wir wollen doch eine Armee von Meistern sein. Das gilt für jeden. Und ein Gruppenkompaß, der nicht auf Einzelkompasse aufbaut, zeigt in jede Richtung — nur nicht in die richtige: die ständige Gefechtsbereitschaft."
Na, und das hat Otto ja auch eingesehen. Er will sogar noch den Wiederholungsanhänger fürs Sportabzeichen machen.
Wie sieht's eigentlich in eurer Einheit aus?
Na, da woll'n wir mal wieder Gas geben.

postsack . . . postsack

Rundschau über die Grenzen

Sie haben im Heft 12/60 einen sehr interessanten Bericht über Afrika gebracht. Könnten Sie nicht öfter etwas über aktuelle Weltprobleme bringen?

J. Orthey, Eisenach

Mir hat gefallen, daß in der „AR" das Wichtigste über Waffen aus der NATO beschrieben wird, zum Beispiel wie im letzten Heft der NATO-Panzer M-48.

Soldat Wolfgang Kaschke



Dem aufmerksamen Leser wird gewiß schon aufgefallen sein, daß die AR in diesem Jahr ihre Blicke öfter als in der Vergangenheit über die deutschen Grenzen hinaus richtet. Vor allem unseren befreundeten sozialistischen Armeen, doch auch dem antiimperialistischen Kampf in Asien, Afrika und Amerika haben wir bedeutend mehr Platz als bisher eingeräumt.
Der Beitrag über den M 48 war keine Eintagsfliege. Über wichtige Waffen der NATO, deren Kenntnis für alle Armeeangehörigen bedeutsam ist, werden wir regelmäßig berichten.

Die Redaktion

Der falsche Wilhelm

Mir fiel auf der Seite 12 der Januar-Nummer ein Anachronismus auf. Wilhelm II. übernahm erst 1888 die Regierung und konnte also nicht 1871 als Kaiser Kiel zum Kriegshafen



machen. Dieses blieb seinem Großvater, Wilhelm I., vorbehalten, der bekanntlich 1871 in Versailles zum Kaiser gekrönt wurde.

(Fortsetzung auf Seite 122)

Zum Jahrestag der Volksarmee grüßt die „AR" Land, Luft und See

Im übrigen hat mir die Nr. 1 wegen der großen Vielfältigkeit und der guten Auflockerung durch solche Erzählungen wie „Der Tabakmarsch" oder „Der schwarze Jet", ganz abgesehen von der Persiflage Mark Twains, außerordentlich gut gefallen. In meinem Bekanntenkreis ist gerade diese Nummer sehr begrüßt worden.

H. Müller, Schwerin

Selbstverständlich war es Wilhelm I.!! Wilhelm II. war 1871 erst zwölf Jahre alt, setzte aber später als Kaiser die imperialistische Politik seines Großvaters fort. Von ihm stammt der berüchtigte Satz: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser." Leider hatten wir den Druckfehler in unserem Januar-Heft erst bemerkt, als es schon zu spät war.

Die Redaktion

dem Nachttisch stehen soll. Aber leider geht es über unsere Kräfte, den Fotografen in Zittau zu ersetzen.

Wir werden auch weiterhin auf die gewünschten Ortsangaben verzichten müssen. Die Leute im Straußministerium sind doch hinter näheren Angaben über unsere Armee her, wie der Teufel hinter der Seele.

Die Redaktion

Reservisten nicht in die Ecke

Könntest Du nicht ein klein wenig Platz lassen, damit auch wir Reservisten über unsere Arbeit berichten können?



Wir, als nun schon ältere Genossen, haben die NVA unter nicht immer leichten Verhältnissen mit aufgebaut und haben in unseren volkseigenen Betrieben Leistungen vollbracht, die eines Artikels würdig sind.

Hans-Joachim Lange, Halle

In einer der letzten Nummern wurde die Frage gestellt, ob nicht für Reservisten eine kleine Ecke übrig ist. Ich selbst bin Reservist der Seestreitkräfte und würde mich freuen, wenn dieser Wunsch vieler Reservisten in Erfüllung ginge.

Gottfried Bohatzsch

Wir sind aus zwei Gründen zu dem Entschluß gekommen, keine besondere Spalte für die Reservisten einzurichten. Erstens: Alles, was wir veröffentlichen, ist zugleich auch für die Reservisten bestimmt. Zweitens: Es ist nicht mehr die Aufgabe der AR, z. B. zu untersuchen – und ähnliche Themen müßten ja den Inhalt der gewünschten Seite bestreiten – ob ein Reservistenaktiv besser so oder so organisiert wird. Deshalb werden wir vor allem Reportagen und literarische Materialien von der Erzählung bis zur Anekdote aus dem Leben der Reservisten drucken. Für jeden Beitrag dieser Art, den wir erhalten, sind wir sehr dankbar.

Die Redaktion

Alle stehen Seite an Seite

Warum sind nur acht sozialistische Staaten im Warschauer Vertrag? Weshalb z. B. China, Nordkorea und andere sozialistische Staaten nicht?

Thälmann-Pionier H. J. Kruizer, Weimar

Als am 14. Mai 1955 der Warschauer Vertrag zwischen den europäischen sozialistischen Staaten geschlossen wurde, war auch ein Vertreter der Volksrepublik China als Beobachter anwesend. Er erklärte unmißverständlich, daß ein Angriff gegen einen Partner des Warschauer Vertrages ein Angriff auf das gesamte sozialistische Lager ist und **überall** zwischen Elbe und Stillem Ozean bzw. Gelbem Meer entsprechende Gegenaktionen auslösen wird. Auf der Beratung von Vertretern der kommunistischen und Arbeiterparteien in Moskau 1960 wurde das in der bekannten Erklärung noch einmal bekräftigt.

Wenn die asiatischen Staaten des Sozialismus – die Volksrepublik China, die Koreanische Volksrepublik, die Demokratische Republik Vietnam und die Mongolische Volksrepublik – nicht unmittelbar Mitglieder des Warschauer Vertrages sind, so sind die Gründe dafür vor allem in der geographischen Lage dieser Länder zu suchen. Der Warschauer Vertrag entstand in erster Linie als Gegengewicht zum stärksten und gefährlichsten imperialistischen Kriegspakt, der NATO. Er wurde geschaffen, um die NATO-Kriegstreiber zu zügeln, die Westeuropa zur gefährlichsten Aggressionsbasis gegen die sozialistischen Staaten ausbauten und besonders Westdeutschland und Westberlin in Provokationszentren umwandelten. Sollten jedoch wahnwitzige Politiker und Generale der NATO versuchen, ihre Blitzkriegsabsichten zu realisieren, wird sie die geballte Macht des gesamten sozialistischen Lagers zerschmettern, wie umgekehrt ein Angriff auf die sozialistischen Staaten in Asien nicht ohne Antwort durch die Warschauer Vertragspartner bleiben würde.

Die Redaktion

Ein Bild – sein Bild?

Leider muß ich immer wieder feststellen, daß unter den Bildern nicht geschrieben steht, wo die einzelnen Einheiten zu Hause sind. Könnten Sie nicht einige Bilder von den Einheiten aus Zittau bringen? Und besonders von den Kraftfahrern? Ich wohne 21 km von Zittau entfernt und interessiere mich sehr für die Einheit der Kraftfahrer.

Margit Rämisch, Neugersdorf/Sa.

Wohl kaum jemand wird sich darüber beschweren können, daß die Kraftfahrer in unserer Zeitschrift zu kurz wegkommen. All diese Beiträge stehen aber stellvertretend für alle Kraftfahrer der Armee, auch für „Ihn", wenn „Er" auch nicht persönlich abgebildet und „Sein" Name nicht ausdrücklich genannt ist. Natürlich haben wir volles Verständnis dafür, daß „Er" persönlich auf



Einen Pfennig für einen Korb

Entspricht es der gegenseitigen Achtung zwischen Jungen und Mädchen, Mann und Frau, wenn „sie ihm" beim Tanz einen Korb gibt und „er ihr" daraufhin einen Pfennig schenkt – fragten wir im letzten Heft.

Wenn ich ein Mädchen zum Tanz auffordere, und es gibt mir einen Korb, dann... Ja, es gibt noch manche Genossen, die dann in „Fahrt" geraten und es dem Mädchen heimzahlen möchten, und sei es mit einem Pfennig, den sie lässig auf den Tisch werfen. Freilich ist es unangenehm, einen Korb zu bekommen. Aber gibt es nicht manche Gründe, die ein Mädchen veranlassen, einen Tanz abzulehnen? Vielleicht gab man durch anstößiges Benehmen selbst dazu den Anlaß? Vielleicht ist das Mädchen vorengagiert oder möchte einen Tanz auslassen? Und selbst wenn es so unhöflich sein sollte, mich wortlos „abblitzen" zu lassen, werde ich als Soldat nicht Gleiches mit Gleichem vergelten.

Soldat Seiß, Marienberg



GRÜSSE UNSERER WAFFENBRÜDER ZUM TAG DER NVA



Ihnen und allen Lesern der „Armee-Rundschau" wünsche ich, daß die Nationale Volksarmee weiterhin so erfolgreich zur Sicherung des Friedens beitragen möge wie in den vergangenen fünf Jahren.

Ich bin überzeugt, daß das feste Band der Freundschaft unsere Völker künftig noch fester umschlingen wird, und daß auch Sie alles tun werden, um die unverbrüchliche Waffenbrüderschaft zwischen den Armeen des sozialistischen Lagers festigen zu helfen.

Auch mir soll es ein ständiges Anliegen sein, die Freundschaft zwischen dem Sowjetvolk und den Menschen in der Deutschen Demokratischen Republik, zwischen den Sowjetsoldaten und den Angehörigen der Nationalen Volksarmee zu pflegen.

Oberstleutnant Grjasnow
Korrespondent der „Krasnaja Swesda"



An die
Redaktion „Armee-Rundschau"
Berlin

Liebe Genossen!

Zum 5. Jahrestag der Nationalen Volksarmee grüßen wir Sie herzlich. Wir freu-n uns aus ganzem Herzen, daß unsere Völker diesen Tag, ebenso wie die großen Erfolge Ihres freien Landes gemeinsam feiern können. Der konsequente Kampf des sozialistischen Lagers, unter der Führung der Sowjetunion, der von den Kräften des Friedens und des Fortschritts unterstützt wird, hat große Erfolge in der Sicherung des Friedens und der Freiheit der Völker gebracht. Wir wissen sehr gut, daß die politische, wirtschaftliche und militärische Kraft der Deutschen Demokratischen Republik in diesem Kampf eine bedeutende Rolle spielt.
Das werktätige ungarische Volk und die Angehörigen der Ungarischen Volksarmee — geleitet vom Prinzip des sozialistischen Internationalismus — verfolgen mit großer Aufmerksamkeit die Erfolge und den konsequenten Kampf der Werktätigen der Deutschen Demokratischen Republik. Wir betrachten Ihre Erfolge auch als die unsrigen, und wir sind stolz darauf.
Wir wünschen an Ihrem Feiertag, daß die Soldaten der Nationalen Volksarmee auch weiterhin durch hervorragende Taten zur Erhaltung des Friedens und zur Sicherung der hoh-n Kampfbereitschaft der Armee beitragen mögen.
Genossen, gute Arbeit, Kraft und Gesundheit!

Das Kollektiv der Redaktion
„Die Volksarmee"
Budapest



Werte Genossen!

Anläßlich des 5. Jahrestages der Nationalen Volksarmee übermittelt das Redaktionskollegium der Zeitschrift „Die Volkspolizei" Ihnen und allen Lesern der „Armee-Rundschau" herzliche Glückwünsche und brüderliche Kampfesgrüße.

Innerhalb der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Bestehens ist die Nationale Volksarmee zu einem starken und schlagkräftigen Instrument zum Schutze unserer Arbeiter-und-Bauern-Macht herangewachsen. Ihre hohe Gefechtsbereitschaft trägt maßgeblich dazu bei, daß die Werktätigen unserer Republik ungestört ihrer friedlichen Arbeit nachgehen und an der ökonomischen Front dem westdeutschen Militarismus eine entscheidende Niederlage bereiten können. Wachsam und kampfentschlossen stehen die Soldaten, Unteroffiziere, Offiziere und Generale bereit, gemeinsam mit den Bruderarmeen jeden Feind vernichtend zu schlagen, der unsere Republik, den Vorposten des Sozialismus in Westeuropa, oder ein anderes sozialistisches Land anzutasten wagt.


Vignetten: Klimpke

Indem sie sich dabei auf die großen Sympathien und das Vertrauen des Volkes stützt und ihre Angehörigen unablässig im Geiste des Marxismus-Leninismus erzieht, befolgt die Nationale Volksarmee die Politik der Partei der Arbeiterklasse und der Regierung der DDR.

Für die weitere Erhöhung der Verteidigungskraft der DDR hat es sich bereits in den vergangenen Jahren als unerläßlich erwiesen, zwischen der Nationalen Volksarmee und der Deutschen Volkspolizei ein wahrhaft kameradschaftliches Verhältnis herzustellen. Mit Ablauf ihrer Verpflichtung setzen zahlreiche ehemalige Angehörige der Nationalen Volksarmee ihren Ehrendienst in der Volkspolizei fort. Soldaten und Volkspolizisten bewähren sich als treue Waffengefährten, die Schulter an Schulter auf Friedenswacht stehen, gemeinsam das sozialistische Aufbauwerk unserer Republik schützen und den westdeutschen Militarismus bändigen helfen.

In diesem Sinne wünschen wir unseren Kampfgenossen — zugleich im Namen aller Leser — weitere Erfolge bei der Ausbildung und Erziehung, damit sie besser denn je ihren Auftrag von Partei und Regierung sowie ihre Pflicht an der Seite der sozialistischen Bruderarmeen in Ehren erfüllen.

Mit sozialistischem Gruß!
Redaktion „Die Volkspolizei"

GRÜSSE UNSERER WAFFENBRÜDER ZUM TAG DER NVA

Jetzt marschiert sich's leichter

Von Major Rolf Dressel

Wenn neue Soldaten in die Einheit gekommen sind, dann dauert es immer einige Zeit, bis sie richtig mitmarschieren. Diese Zeit verkürzen zu helfen, die Genossen möglichst schnell an den Ausbildungsstand der älteren Kameraden heranzuführen, vor dieser Aufgabe steht am Beginn des Jahres die FDJ-Gruppe des Zuges Sagner. Sie hat sich viel vorgenommen. Es geht darum, ob ihre Kompanie den schwer errungenen Titel „Beste chemische Kompanie", Ende letzten Jahres verliehen, ehrenhaft verteidigt. Die älteren Genossen sind daran brennend interessiert. Deshalb tun sie alles, um auch die jungen Soldaten dafür zu begeistern.

Erstes Etappenziel ist die Höhe 28.2. Sie wird zu Ehren des 5. Jahrestages unserer Volksarmee und des 15. Geburtstages der Freien Deutschen Jugend im Sturm genommen. Jeder beherrscht bis dahin das Gerät, Fahrzeug, Aggregat usw., für das er verantwortlich ist, dazu natürlich seine Waffe. So lautet die Aufgabe.

Genosse Niemann hat Zweifel

Deshalb treffen sich die Jugendfreunde eines Abends im Fernsehraum, um darüber zu beraten. Der Entwurf ihres Gruppenkompasses steht zur Diskussion. Die Genossen Hildebrandt, Dähne und Schapiewski haben ihn gemeinsam ausgearbeitet. Bis zur Berichtswahlversammlung, wo er beschlossen werden soll, muß er fertig sein. Bis dahin aber kann und muß schon einiges daraus getan sein.

Bis zur Neuwahl der FDJ-Leitung ist Genosse Gefreiter Hildebrandt mit der Funktion des FDJ-Sekretärs betraut worden. Er hat sein Aufzeichnungsheft vor sich liegen. Daraus trägt der junge Chemiefacharbeiter Punkt für Punkt des Entwurfes vor. Er würde sicher FDJ-Sekretär werden, wenn er nicht im Sommer seine Dienstzeit beenden und ein Ingenieurstudium aufnehmen würde. Aber bis dahin will er seiner FDJ-Gruppe noch mit seinen reichen Erfahrungen in der Jugendarbeit aktiv helfen.

Das Kernstück des Kompasses ist der Abschnitt über die Patenschaftsarbeit für die jungen Soldaten. Im Entwurf sind einige Aufgaben konkret formuliert, nur die Namen müssen noch eingesetzt werden. Das soll die Gruppe selbst tun. Nachdem Hildebrandt den Abschnitt verlesen hat, fügt er hinzu: „Ihr wißt selbst, daß das im Moment unsere größte Sorge ist. Einigen Genossen fehlen einfach noch bestimmte Grundkenntnisse in der chemischen Ausbildung. Das merkt man fast bei jedem Unterricht. Wir müssen ihnen also in der Freizeit helfen, damit sie schneller vorankommen."

Zuerst meldet sich Genosse Niemann. Er begrüßt dieses Vorhaben. „Aber was nützt es, wenn die Genossen, die es am nötigsten haben, einfach nicht mitmachen? Gar nichts. Beim letzten Freizeitvortrag am Sonntagmorgen fehlten zum Beispiel die Genossen Kleinstäuber, Nettelbeck und Weinert. Wie ich hinterher hörte, haben sie Fußball gespielt. Sie sollen doch hier einmal Stellung nehmen zu ihrem Verhalten."

Die Angesprochenen ducken sich, als sie ihre Namen hören. Freizeitsport ist zwar eine gute Sache, aber trotzdem wäre es für sie an diesem Sonntag richtiger gewesen, sich den Vortrag anzuhören. Das meinen fast alle Genossen. Sich ihnen widersetzen? Nein. Ihr habt ja recht, gestehen sie ein, wir haben falsch gehandelt. Sport können wir noch genug treiben. Nächstes Mal werden wir dabeisein, versprechen sie.

Nach diesem Zwischenspiel hat Genosse Hildebrandt alle Hände voll zu tun, um die noch ausstehenden Namen in den Entwurf einzutragen. Mehrere Hände fliegen gleichzeitig in die Höhe.

Genosse Dähne, auch er ist Chemiefachmann, erklärt sich bereit, gemeinsam mit Genossen Hildebrandt Freizeitvorträge zu halten. „Die einzelnen Themen müssen wir noch mit dem Zugführer durchsprechen." Unterleutnant Sagner nickt zustimmend.

Patenschaften für schwächere Genossen übernehmen u. a. die Genossen Prengemann, Dürr und Fröhmel. Zusätzlich verpflichtet sich Genosse Fröhmel noch, die letzten drei Nichtschwimmer mit dem nassen Element vertraut zu machen.

Unermüdlich notiert Genosse Hildebrandt Namen und Verpflichtungen. Mit so viel hatte er gar nicht gerechnet. Lächelnd sieht er von seinem Heft auf und gibt auch seine Verpflichtung bekannt, daß er die Patenschaft über die Genossen Fiebeler, Leschke und Karrasch übernommen hat. „Das steht aber schon im Kompaß drin", schließt er.

So reiht sich eine Verpflichtung an die andere. Der Gruppenkompaß nimmt immer mehr Gestalt an. Die Marschrichtung ist klar, als die Genossen wieder in ihre Unterkünfte gehen.

Kein leeres Stroh

Einen Kompaß zu haben, ist eine gute Sache. Doch wie wird er verwirklicht? Zeigt sich auch ein Ergebnis? Das zu überprüfen, bietet sich schon wenige Tage später bei einer Übung ausreichend Gelegenheit. Für die neuen Genossen ist es die erste Übung in ihrer Dienstzeit. Neugierig und eifrig gehen sie ans Werk.

Die Kompanie hat den Konzentrierungsraum erreicht. Es ist früher Nachmittag. Der Bahntransport war reibungslos und diszipliniert verlaufen. Beim Verladen brauchte die Kompanie trotz kleiner Rampe nur 45 Minuten. Ein guter Auftakt also. Nun gilt es, die weiteren Befehle abzuwarten.

Da wahrscheinlich ein Kfz.-Marsch bevorsteht, sehen die Kraftfahrer noch einmal ihre Fahrzeuge durch. Dabei bemerkt Soldat Weinert, daß die Lichtmaschine seines Wagens defekt ist.



Gefreiter Prengemann ist der beste Kraftfahrer der Kompanie. Wenn es darum geht, schwierige Aufgaben zu lösen, ist er an der Spitze.



Den jungen Soldaten Karrasch, Leschke und Fiebeler (sitzend von links) hilft Gefreiter Hildebrandt in der chemischen Ausbildung

„Auch das noch", sagt er und meldet es seinem Gruppenführer. Unteroffizier Niemann ist nicht gerade erfreut darüber und geht mit zum Fahrzeug.
„Es hilft alles nichts", sagt er zu Weinert, „wir müssen das Ding reparieren. Jede Stunde kann der Befehl zum Abmarsch kommen. Bis dahin müssen wir fertig sein."
Weinert hat dem nichts hinzuzufügen Er weiß, daß er sowieso noch eine Scharte auszuwetzen hat.
So machen sich beide, der Soldat und der Unteroffizier, an die Arbeit. Es geht nicht nur um Weinert oder um die Gruppe, sondern um die Ehre der gesamten Kompanie.
Stunde um Stunde verrinnt. Es wird schon dunkel. Eine kurze Rast zum Abendessen, dann geht es weiter. Während sich die Kameraden schon zur Ruhe legen, sind die beiden Genossen noch unermüdlich an ihrem Fahrzeug beschäftigt. Aber nicht nur sie haben Pech. Auch Soldat Bernert beugt sich noch über die Motorhaube seines Fahrzeuges. Die Zylinderkopfdichtung ist defekt. Bei ihm hilft Gefreiter Prengemann, der beste Kraftfahrer der Kompanie. Mit seiner Hilfe kann nichts schiefgehen.
Bis weit nach Mitternacht arbeiten diese vier Genossen bei spärlicher Beleuchtung und einigen Frostgraden. Müdigkeit? Keine Spur! Erst müssen die Fahrzeuge flott sein.
Die Kompanie marschiert erst am nächsten Morgen ab. Da rollen beide Fahrzeuge schon wieder. Die vier Genossen haben durch ihren unermüdlichen Einsatz bewiesen, daß sie kein leeres Stroh gedroschen haben, als sie in ihre Kompasse schrieben, daß sie ständig einsatzbereit sein und sich gegenseitig helfen wollen.

Leschke kann, wenn er will

Angekommen in dem etwa 30 km entfernten Einsatzraum, beginnen die Genossen sofort mit der Arbeit. In wenigen Minuten sind die Fahrzeuge entladen. Schon nach kurzer Zeit ist zu erkennen, wo die einzelnen Stände zur Entaktivierung von Fahrzeugen, Waffen, Bekleidung usw. entstehen. Bei der Gruppe Niemann, die für Bekleidung und sanitäre Betreuung zuständig ist, geht die Arbeit flott voran.
Eine unrühmliche Ausnahme macht Soldat Leschke, ein „Patenkind" des Gefreiten Hildebrandt. Während seine Kameraden sich abmühen, um das Duschzelt zu errichten, steht er untätig dabei und klagt über die Kälte. Den Genossen fiel schon öfters auf, daß er von schwerer körperlicher Arbeit nicht viel wissen möchte.
„Komm her, Leschke", fordert ihn der hünenhafte Soldat Dähne auf, „hau auch mal ein paar Zeltpflöcke ein, damit du uns nicht anfrierst." Die Kameraden ringsum müssen lachen. Als wolle er an den Zeltpflöcken seine Wut auslassen, so greift Leschke zum Vorschlaghammer und haut zu. Er kann, wenn er will.
Schon nach einer Stunde ist der Punkt für Spezialbehandlung errichtet. Die vorgesehene Zeit ist eingehalten worden. Als der Kompaniechef, Hauptmann Heise, seinem Vorgesetzten die Arbeitsbereitschaft des Punktes meldet, kann er seine Freude nicht verbergen. „Ich hätte nicht gedacht, daß wir mit den neuen Soldaten die Zeitnorm schaffen. Aber sie haben tüchtig rangeklotzt."
Wieder in der Kaserne. Die Genossen machen unverzüglich ihre Technik wieder einsatzbereit. Hauptgesprächsstoff ist dabei natürlich die Übung.
„Jetzt haben die neuen Genossen wenigstens eine Vorstellung, wie es bei einer Übung zugeht", freut sich Unteroffizier Siebert, als er sich während der Mittagspause mit einigen Genossen unterhält. „Das wird sich bei der weiteren Ausbildung bemerkbar machen."
„Das trifft auch für Genossen Leschke zu", entgegnet Dähne. „Bei ihm dürfen wir nicht lockerlassen. Aber wir werden ihn auch noch hinkriegen."
Genosse Hildebrandt ist besonders erfreut, daß die Patenschaften bereits wirksam geworden sind. „Das zeigt doch", sagt er, „daß wir richtig marschieren. Wir dürfen aber nicht übersehen, daß es auch Mängel gibt. Außer Leschke hat auch Genosse Fischer nicht richtig mitgearbeitet. Dann vermißte ich noch die gegenseitige Hilfe zwischen den Gruppen. Wir müssen das in der Berichtswahlversammlung alles gründlich auswerten."
Es gäbe noch sehr viel dazu zu sagen. Aber eines steht fest: Die Kompaßnadel steht richtig, und die Genossen marschieren bereits danach. Dem guten Anfang werden sich nach neuen Anstrengungen neue Erfolge anschließen.

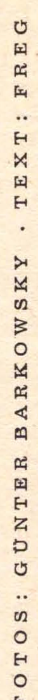


Koje = Bett
Back = Tisch
Steuerbord = rechts
Backbord = links
Schott = Tür
Backschafter = Küchendienst
Barkasse = Essenkübel

Ja, wenn man drei Tage lang Gast unserer Volksmarine ist und Gelegenheit hat, in allen Winkeln eines Küstenschutzschiffes herumzukriechen und mit den Matrosen zu snaken, dann lernt man schon einiges von der Seemannssprache. Und man braucht sie, um alles zu verstehen, was einem so erklärt wird. Im ersten Moment kann man sich natürlich lange nicht alles merken, was da an fachmännischen Ausdrücken um einen herumschwirrt. Ergo legte sich Karl Heinz als erstes das oben zitierte „Wörterbuch" an.
Wer Karl Heinz ist?
Ganz einfach — ein aufgeweckter, wißbegieriger kleiner Thälmann-Pionier. Zusammen mit Marianne, Felicitas, Christine und Erhard war er für drei Tage Gast des Küstenschutzschiffes „Ernst Thälmann", jenes Schiffes unserer Volksmarine, das den gleichen Namen führt wie seine Pionierorganisation, deren blaues Halstuch er mit Stolz trägt.
„Ich finde die Matrosen hier auf dem Schiff einfach Klasse. Alle sind so nett, freundlich und hilfsbereit", vermerkte Marianne in ihrem Tagebuch.
„Ich glaube, das ist ein Erlebnis, das ich nicht vergessen werde", schrieb Karl Heinz.
Und Christine, die im Gästebuch des Schiffes geblättert hatte, notierte sich: „Am besten haben mir die Worte des ehemaligen ‚Roten Admirals' von Kiel, Karl Artelt, gefallen, der schrieb: ‚Uns Alten hat man die Waffen aus den Händen geschlagen. Jetzt habt ihr sie in den Händen. Haltet sie fest, bis es keine imperialistischen Kriegstreiber mehr gibt!'"
Haltet sie fest, die Waffen aus Volkes Hand!
Das war auch die Quintessenz dieser Zusammenkunft, dieses Freundschaftsbesuches unserer Jüngsten zum 5. Jahrestag der Nationalen Volksarmee bei den Matrosen der Volksmarine. Noch nie hatten die Kinder Deutschlands solche Möglichkeiten, in Frieden zu lernen und zu leben, wie heute in unserem Arbeiter-und-Bauern-Staat. Partei und Regierung unterstützen sie, helfen ihnen nach besten Kräften, bieten ihnen alle nur erdenklichen Möglichkeiten, sich zu bilden, sich eine glückliche Zukunft zu gestalten. Wir, die Angehörigen der Nationalen Volksarmee, schützen diese Entwicklung, halten hütend unsere Hand und unsere Waffen über sie, auf daß es keinem gelinge, dieses Glück, unser aller Glück, zu zerstören. Was Wunder, daß Marianne und Felicitas, Christine, Erhard und Karl-Heinz, daß all unsere Kinder voll Stolz und Vertrauen auf uns blicken — und daran interessiert sind, wie wir den Schutz unserer Republik gewährleisten. Deshalb kamen sie, um zu sehen, um zu erleben, um zu schauen, wie ihre Soldaten leben, dienen und ihre Pflicht vor der Heimat erfüllen.
Und das erzählen sie von ihrem Besuch auf der „Ernst Thälmann":
„Obwohl es auf See keine Höhen gibt, stürmt die Volksmarine mit voller Kraft voraus. Es geht um den Wettbewerb der Volksarmee, in dem sich alle Einheiten das Ziel stellen, bis zum 28. Februar 1961 ein festes Kollektiv zu sein, das sich durch hohe Disziplin, vollkommene Meisterung der Waffentechnik und ständige Gefechtsbereitschaft auszeichnet. Das Schiff ‚Ernst Thälmann' hat sehr gute Traditionen, und die Besatzung ist bekannt dafür, daß nur genaue Arbeit geleistet wird. Im vergangenen Jahr erhielten die Genossen für die Lösung jeder militärischen Aufgabe die Note ‚gut' und einmal sogar die Bewertung ‚ausgezeichnet'. Die Signäler unter Obermaat Erdmer erhielten vom Chef der Volksmarine den Titel ‚Beste Gefechtsstation' verliehen. In diesem Jahr, so hat die Freie Deutsche Jugend beschlossen, muß die ‚Thälmann' bestes Schiff der KSS-Brigade werden. Die Matrosen meinen, wer die kleinste Aufgabe mit größter Genauigkeit erfüllt, dem gelingt es auch, große Aufgaben zu lösen."
Große Aufgaben!
Sie stehen vor uns allen — vor den Arbeitern in der Industrie, vor den Bauern in den landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, vor der Jugend, vor der Intelligenz, vor den Angehörigen der Nationalen Volksarmee. Immer aggressiver wird die Politik der westdeutschen Militaristen um Adenauer und Strauß, immer mehr zielen sie darauf hin, einen Atomkrieg zu entfesseln. Deshalb dürfen wir es nicht dabei bewenden lassen, den 5. Jahrestag der Nationalen Volksarmee nur zu f e i e r n. Die Aufgabe der Stunde, die Aufgabe des Tages, die Aufgabe unserer

Die Höhe 28,2 ist gestürmt. Jetzt haben wir:

Punkt 30,4 sicher im Visier!





Zeit lautet anders: Aufbauend auf den Erfolgen, die wir bereits erzielt haben, weiter daran arbeiten — täglich und stündlich neu, beharrlich, konsequent, in nie erlahmender Aktivität —, um die ständige Gefechtsbereitschaft aller Einheiten, Truppenteile und Verbände bis auf's I-Tüpfelchen zu gewährleisten. Das fordert die Partei von uns, das fordert die Regierung unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates. Das fordern aber zuallererst die Menschen von uns, die in der Sphäre der Produktion um die Erfüllung des Siebenjahrplans kämpfen, die an unseren Schulen lernen, die heute noch jung sind und denen wir durch unseren Dienst in der Nationalen Volksarmee das Leben, die Zukunft, das Glück und den Frieden garantieren.

„Wir liegen in unserer Koje", schreibt Karl-Heinz während seines Besuches auf der „Ernst Thälmann" ins Tagebuch. „Da ertönt das Klingelzeichen zum Gefechtsalarm. Die Genossen springen von ihren Kojen auf, greifen nach dem Stahlhelm und nach der Tasche, wo die Schutzmaske drinnen steckt. Sie rennen an ihre Gefechtspunkte, wo sie sich aufstellen und sie besetzen ..."

Eine kleine, vielleicht unscheinbare Episode. Gesehen, erlebt aus dem Blickwinkel eines kleinen Thälmann-Pioniers, dem diese Schnelligkeit, dieses exakte Funktionieren, diese Einsatzbereitschaft mächtig imponierte — und ihm einen Einblick gab in die hohen Pflichten eines Angehörigen der Nationalen Volksarmee.

So aber muß es immer sein — hier und überall. Wir stehen für die schönste, die edelste, die gerechteste Sache auf Wacht: Auf Wacht für den Frieden. Der Frieden braucht heute noch, angesichts der kriegerischen Bestrebungen der NATO, angesichts der Aggressivität des westdeutschen Militarismus, Waffen — gute Waffen, Panzer, Geschütze, Flugzeuge, Schiffe. Und Menschen, die diese guten Waffen im Bewußtsein, sie für die gerechteste Sache der Welt zu handhaben und zu bedienen, beherrschen und meistern. Denn der Friede ist kein Geschenk, sondern eine Sache, die täglich neu erkämpft, täglich neu verteidigt sein will. Der 5. Jahrestag der Nationalen Volksarmee ist uns deshalb Anlaß, unsere Anstrengungen zur Erhöhung der ständigen Gefechtsbereitschaft zu verstärken. Die Höhe 28,2 ist gestürmt — doch der Wettbewerb geht weiter. Mit vereinten Kräften auf den Punkt 30,4 zu Ehren des 15. Jahrestages der Gründung der SED, den wir kurz zuvor feiern, zu Ehren des Kampftages der internationalen Arbeiterklasse, zu Ehren des Jahrestages unserer Befreiung vom Faschismus.

Punkt 30,4 sicher im Visier!



Hochwasser-Alarm

Von

VP-Meister

Herbert Stiller

Das ohrenbetäubende Lärmen der Schmiedepreßlufthämmer in der Schiffbauhalle wird übertönt vom Heulen des Sturmes. Schneewolken jagen über die See, und die weißen Flocken bedecken das Land.

An der Ostseeküste ist der Teufel los. Sturmwarnung! Böen aus Nordwest bis auf Nordost drehend — Stärke zwölf — meldet der Wetterdienst. Bäume werden entwurzelt. Telegrafenmaste brechen um. Brodelnde Sturmfluten bedrohen die Mathias-Thesen-Werft.

Meterhohe Wogen schlagen dröhnend an die Kaimauer, donnern gegen die Hallen. Schäumend spritzt das grüne eisige Wasser in die Höhe, Schwemmholz emporschleudernd. Die Schiffskörper gleichen einem Spielzeug des entfesselten Elements. Hin und her, auf und ab schaukeln die riesigen Stahlkörper. Die festgeschlungenen Drahtseile sind zum Zerbersten gespannt.

Hochwasser — die volkseigene Werft ist in Gefahr!

Rudolf Kuhnert wälzt sich im Bett. Heute war der Dienst besonders schwer. Zwölf Stunden stand er auf seinem Posten. Durchgefroren kam er nach Hause.

Die Aufregung, ab morgen Urlaub zu haben, läßt ihn nicht einschlafen. Verreisen will er, mit Frau und Kind zu den Eltern fahren. In seinen Schläfen hämmert das Blut. Wie der Rhythmus eines rollenden Zuges, denkt er. Er möchte schlafen und weiß doch, daß er keine Ruhe finden wird. Der wütende Sturm klirrt mit den Fensterscheiben. Durch alle Fugen pfeift eisige Luft in das Schlafzimmer. Im Wohnzimmer schlägt die Uhr elfmal. Rudolf Kuhnert denkt an seine Genossen, die bei diesem Wetter Posten stehen müssen. Er erinnert sich, wie er zu ihnen kam, nachdem er aus der Armee entlassen war. Eine sture Sache wird das hier, meinte er. Heute fühlt er sich für jeden Nagel in der Werft verantwortlich.

Er wälzt sich auf die Seite, schaut zum Kinderbett hinüber, sieht nichts, hört aber die ruhigen Atemzüge des Kindes. Auch seine Frau schläft fest; Kuhnert würde jetzt gern mit ihr sprechen, nur um ihre dunkle, klangvolle Stimme zu hören.

So döst er vor sich hin. Das Schrillen der Haustürglocke läßt ihn aufschrecken.

„Alarm!"

„Hochwasser!"

Er ist jetzt ganz wach. Es ist Alarm. Er muß sofort zur Dienststelle. Keine Minute darf verlorengehen. Er muß helfen, die Werft, vielleicht gar Menschenleben, zu retten. Das Schneetreiben hört auf. Dafür peitscht jetzt Regen gegen die Menschenleiber, die den Kampf gegen die Natur aufgenommen haben. Die Nässe dringt bald bis auf die Haut. Das Werftgelände steht unter Wasser. Der Boden ist aufgeweicht. Mit aller Kraft kämpfen sich Volkspolizisten und Arbeiter gegen Sturm und Regen an die Kabelkrananlage heran. Auf den Schultern tragen sie Sandsäcke. Sandsäcke zur Verstärkung des Schutzwalles vor der Kabelkrananlage. Die Sturmböen rauben ihnen die Luft zum Atmen. Bis an die Knie versacken sie stellenweise in dem aufgeweichten Lehmboden. Ist ein Bein mit großer Anstrengung herausgezogen, versinkt das andere. Sie kommen kaum vorwärts. Es ist zum Verzweifeln. Aber jeder Volkspolizist gibt sein Letztes. Jeder weiß, worum es geht: die Produktion darf nicht zum Erliegen kommen.

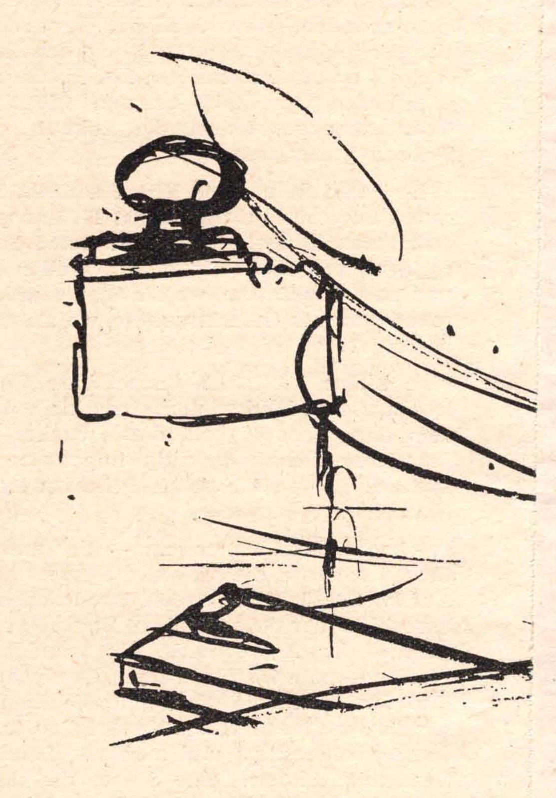
Wachtmeister Rudolf Kuhnert steht auf dem Schutzwall. Er nimmt den Trägern die schweren Lasten ab. Keuchend stemmt er sich gegen die Strömung. Seine Gummistiefel sinken immer tiefer in die aufgeschütteten Erdmassen. Die Füße sind ihm wie abgestorben. Die durchgeweichte Uniform ähnelt einer eisigen Zwangsjacke. Aber Kuhnert merkt jetzt nichts davon. Er denkt und fühlt nur eines: Rettung der Kabelkrananlage, des mächtigen Stahlriesen der Mathias-Thesen-Werft.

Sechshundert Meter weiter kämpfen Volkspolizisten um das Leben eines Arbeiters, eines Elektrikers, der von der Sturmflut, weit draußen am Ostkai an der Ringleitung arbeitend, überrascht worden ist. Die plötzlich hereinbrechende Sturmflut riß ihm die Leiter unter den Füßen weg. Zu Tode erschrocken stürzte der Arbeiter in die aufschäumende Brandung. Der brodelnde Hexenkessel versuchte ihn mit aller Gewalt auf den Grund zu drükken. Ein angeschwemmtes Postenhäuschen war ihm vorläufige Rettung. Mit der Angst eines Ertrinkenden krallte er sich daran fest. Nun wird er mit rasender Geschwindigkeit von den auf und ab wogenden Wellen in das Hafenbecken getrieben. Es steht sehr ernst um ihn. Schlägt die Bude an ein Schiff, ist der Mann verloren.

Drei Genossen des Betriebsschutzes versuchen mit einem Schlauchboot, sich gegen Sturm, Regen und reißende Strömung durchzusetzen. Sie wollen dem Elektriker helfen, wollen ihn dem lauernden Tode entreißen.

Das Postenhäuschen wird vom sprudelnden Meer herumgequirlt. Mal seitlich, mal quer treibt es. Der Mann, der sich hier krampfhaft anklammert, hat jeden Begriff für Raum und Zeit verloren. Er weiß auch nicht, wie lange er noch Kraft haben wird, sich festzuhalten. Er fühlt nur, daß der Lebenswille seinen Körper noch nicht erschlaffen ließ. Nun sieht er das Schlauchboot mit den Volkspolizisten, er weiß, daß ihm geholfen werden soll — wenn es möglich ist.

Die Männer im Schlauchboot keuchen vor Anstrengung. Unendlich langsam nähern sie sich dem Hilflosen. Aber sie müssen sich vorsehen, nicht selbst Opfer des tobenden Meeres zu werden. Nun sind sie herangekommen. Sie sehen die graue Kiste, einem großen Sarg ähnelnd, vor sich. Eine Welle hebt das Postenhäuschen samt dem Mann spielerisch empor, gleich muß sie mit aller Wucht auf das Schlauchboot herniedersausen. Die Volkspolizisten erkennen blitzartig die Gefahr. Im Sekundenbruchteil nutzen sie einen Wellenstoß aus und befinden sich auf gleicher Höhe mit der Woge. Mit ihren Rudern bremsen sie nun die Geschwindigkeit des Postenhäuschens ab.



Wellen brausen über sie hinweg. Zähneklappernd krampfen sie sich am kenternden Boot und der Postenbude fest, um nicht fortgespült zu werden.

Jeder setzt sein Leben ein, um das Leben des Arbeiters zu retten. So beginnt der Rückweg zum sicheren Ufer, und auch er ist ein Ringen zwischen Leben und Tod.

Das Leben siegt.

Auf dem Fangerdamm bei der Kabelkrananlage wird Sandsack auf Sandsack gesetzt. Offiziere sind von den Mannschaften nicht mehr zu unterscheiden. Alle schleppen sie Sandsäcke. Einer ist so dreckig wie der andere. Die müden Beine wollen den Körper nicht mehr tragen. Aber keiner gönnt sich eine Pause. Lastkraftwagen der Mathias-Thesen-Werft schaffen ununterbrochen Kies heran. Die Schaufelstiele werden nicht kalt.

Plötzlich erlöschen die elektrischen Scheinwerfer. Es wird stockdunkel. Die ganze Stadt hat keinen Strom. Der Orkan hat sich gegen alles verschworen.

Wachtmeister Kuhnert schuftet wie ein Pferd. Er denkt jetzt an gar nichts, blickt nicht nach rechts und links. Einige Meter neben ihm rutscht der Damm. Durch die entstehenden Lücken strömen Wasserstrudel auf den Bauplatz der Kabelkrananlage. Kuhnert merkt es nicht, bis er fühlt, wie ihm die Beine weggezogen werden. Er sucht mit den Händen nach Halt. Vergeblich, er rutscht mit einer unterspülten Erdscholle in die Tiefe. Hilflos sackt er inmitten eiskalten Schlammes ab.

Da springen schon zwei Kameraden in die Bresche. Bis zur Brust im einströmenden Wasser stehend, versuchen sie, wenigstens den Kopf ihres Genossen über Wasser zu halten. Mehr können sie nicht tun. Nach Atem ringend, quälen sie sich mit dem Verunglückten ab. Steigt das Wasser weiter, müssen auch sie ertrinken.

Jetzt werden alle herbeigeschleppten Sandsäcke in den Spalt geworfen, um das einströmende Wasser abzudämmen. Da ist auch schon ein Brett. Es wird Kuhnert unter den Rücken geschoben. Dadurch haben es seine Retter leichter, ihn über Wasser zu halten. Fieberhaft ist man dabei, ihn von der schlammigen Erdlast zu befreien.

Es ist sieben Uhr geworden. Ein grauer Januarmorgen dämmert herauf. Und der Sturm läßt endlich nach. Die Werft ist gerettet. Aber noch nicht gerettet ist Wachtmeister Kuhnert. Zwei Stunden brauchte man, um ihn aus Wasser und Schlamm zu ziehen. Jetzt liegt er bewußtlos in einer Baracke, ein Sanitätswagen bringt ihn wenig später ins Krankenhaus. Während ihn dort der Arzt untersucht, vertröpfelt auch der Regen.

Der Hochwasseralarm ist beendet. In der Werft geht die Arbeit weiter. Im BS-Amt sagt an diesem Vormittag ein Offizier: „Wachtmeister Kuhnert wird seinen Urlaub um einige Wochen verschieben müssen. Wir wollen ihm zusätzlich noch einen Genesungsurlaub gewähren, wenn er aus dem Krankenhaus entlassen wird ...“

(Aus „Die Volkspolizei“)



Zeichnung: Kurt Zimmermann





Es war in Batumi, einer sowjetischen Stadt unweit der türkischen Grenze, die auch scherzhaft „Harnblase der Sowjetunion" genannt wird. Der Himmel hatte seine Schleusen gerade erst wieder geschlossen, noch liefen Wassermassen die Rinnsteine entlang, doch schon ließ eine Gruppe Schulkinder mit roten Halstüchern Streichhölzer die Rinnsteine entlang fahren. Plötzlich aber schienen sie ihren Wettkampf um den schnellsten Schwarzmeerdampfer en miniature vergessen zu haben. Uns als Touristen erkennen und uns umringen, war eins. „Snatschok, Snatschok (Abzeichen, Abzeichen)", baten sie. Einer, der ein Abzeichen „Für gutes Wissen" bekam, war so begeistert, daß er in einem nahen Hause verschwand und flugs darauf mit einem bunt bemalten Kästchen zurückkam, daß er uns stolz zeigte. Es war schon fast bis an den Rand mit Abzeichen und Münzen gefüllt. Und mitten darunter war auch das Zweimarkstück, das mir die folgende — seine eigene — Geschichte erzählte.

* * *

Grüß dich, Landsmann! Du bist erstaunt, mich hier am äußersten Zipfel Europas zu treffen? Aber Wandern ist noch heute Talerlos. Als Zweimärker kommt man in der DDR mehr herum als Heinz Quermann. Aber manchmal geht die Reise sogar über die Grenzen. Du mußt nämlich wissen, daß wir auch in dem mitleben, für das man uns hergegeben hat. Und von einer Reise, die ich gewissermaßen in verwandelter Form ins Ausland unternahm, muß ich dir für eure „Rundschau" berichten. Ich trage damit eine Dankesschuld gegenüber einem Soldaten ab, dessen Namen und Dienstrang ich nicht mehr weiß, der sich aber sicherlich in dem Bericht erkennen wird.

Es war in einer Volksarmeekaserne an einem 15., also an einem Tag, wie du weißt, da auch in den Taschen der wenig sparsamen Genossen wieder Musik ist. Der Soldat saß auf seinem Bett und rechnete: „70 DM Aufbausparen, 10 DM Zigaretten, 20 DM Bücher..." Da trat der FDJ-Sekretär ein und präsentierte eine Sammelliste.

„Was bringst du?" fragte der Soldat. „Einen neuen Elefanten für den Berliner Tierpark?" Es war aber eine Sammlung für die Volkssolidarität. „Aha, noch besser. Würde mich aber mal interessieren, was gerade aus meiner Mark wird!?" Aber noch ehe ich versprechen konnte, ihm diese Frage beim nächsten Wiedersehen zu beantworten, war ich schon aus der Tasche des Soldaten in die Kiste des FDJ-Sekretärs verschwunden.

Ich war freudig erregt. Auch für ein Zweimarkstück gibt es einen Alltag, gibt es Sonn- und Feiertage. Der Alltag besteht darin, für ein paar Zigaretten, eine Bockwurst oder die fällige Miete weggegeben zu werden. Seltener ist es schon, daß mich eine Oma in einem Textilkonsum mit den Worten aus dem Geldbeutel holt: „Es muß aber was ganz Gutes sein. Es ist nämlich für meine Enkelin. Die heiratet nächste Woche." Doch ein Festtag ist es für mich, der ich unser DDR-Wappen nicht nur pro forma, sondern mit Ehre und Stolz trage, wenn ich aus Solidarität hergegeben werde. — Und die Kraft dieser Solidarität bekam ich bald zu spüren.

Man sagt immer: Viele Pfennige ergeben eine Mark. Aber viele Mark ergeben auch eine Million!!! 1,6 Millionen Mark waren es, die im ganzen bei der Volkssolidarität in Berlin zusammenkamen, davon 145 000 allein von der Armee. Ich stand dann als Zahl auf einem Berliner Konto und erfuhr dort, daß die ganze Sammlung für internationale Zwecke bestimmt war. Hurra! Es ging also ins Ausland! Als Botschafter unserer Republik gewissermaßen! Aber wohin? Und als was? Als Wolldecke zu den Erdbebengeschädigten in Nordafrika? Als Zelt nach Albanien?

Lange Zeit blieb zum Rätseln nicht! Ich wurde mit vielen anderen für eine Kiste Morphiumampullen aus dem Arzneiwerk Radebeul von dem Konto gestrichen, und ab ging die Fahrt. Wohin, konnten wir in der vernagelten Kiste leider

Taler, Taler, du sollst



nicht sehen. Ich merkte nur, daß es bisweilen bergauf und bergab ging, wie ich es einmal bei der Fahrt auf einer Achterbahn erlebt hatte. Wie ich hinterher erfuhr, ist den Antitetanusbazillen, die auch mitfuhren, auf diesem Teil der Fahrt speiübel geworden.
Geöffnet wurden unsere Kisten dann von Männern in Khakiuniformen, die äußerlich eher Grusiniern als Deutschen glichen. Ihre Haut war so braun, wie bei Deutschen gewöhnlich die Haare, und ihre Haare so dunkel, wie ich es von einem festverschlossenen Portemonnaie gewohnt bin.
Wir wurden in Regale verstaut, die bis zur Decke reichten. Es war eine internationale Gesellschaft, die sich da ein Stelldichein gab. Wie in der Wechselstube des Berliner Ostbahnhofs waren viele Nationen vertreten, aber die sozialistischen doch am stärksten. Wer beschreibt meine Freude, als ich dort auch vieles aus der Heimat entdeckte: Tetanusspritzen aus den Sächsischen Serumwerken in Dresden, Kreislaufmittel aus dem Fahlberg-List-Betrieb in Magdeburg, Puder aus dem Vasenolwerk in Leipzig, Glühlampen aus Berlin.
Von ihnen erfuhr ich, daß unser Raum „Solidaritätszimmer" hieß und sich im Haus der Algerischen Befreiungsarmee in Ghardimaou, einem tunesischen Ort an der algerischen Grenze, befand.
In ganz Ghardimaou gab es nur ein festes Steinhaus, unseres. Alles andere waren armselige Hütten, Zelte oder mit Reisig abgedeckte Erdlöcher. Darin lebten viele Tunesier, aber noch mehr algerische Frauen, Kinder und Greise, die vor der französischen Soldateska aus ihrer Heimat flüchten mußten.
Mein Aufenthalt im Solidaritätszimmer währte nur wenige Tage. Dann nämlich wurde eine große Anzahl Rucksäcke gepackt — einer wie der andere, genau entsprechend einer Vorschrift. In jeden kamen Verbandzeug, verschiedene Medikamente, Puder. Und aufs neue ging die Reise los.
Das Tageslicht erblickte ich erst wieder in einer gebirgigen Landschaft, zwischen dicht bei dicht stehenden Korkeichen,

(Fortsetzung auf Seite 132)

wandern

Erstmalig für die DDR veröffentlichen wir:

Das algerische Befreiungslied

Worte: Moufdi Zakria, Häftling im Gefängnis von Algier
Musik: Mahmoud Faouzi
Nachdichtung: Erwin Burkert

Bei den Bomben, die Algerien töten soll'n,
Bei dem Blute jedes Opfers schwören wir.
Bei der Fahne, die uns in die Schlachten führt,
Bei den Bergen, wo wir kämpfen, schwören wir:
Wir sind angetreten. Leben oder Tod!
Und es bleibt bei dem Beschluß: Wir wollen leben!
Schwören wir! Schwören wir! Schwören wir!

Wir Soldaten werden unser Recht erkämpfen
Auf ein gutes, auf ein freies, gutes Leben.
Keiner hörte, als wir uns erhoben haben.
In den Bergen ist der erste Schuß gefallen.
Doch Gewehre singen unser Lied der Freiheit.
Und es bleibt bei dem Beschluß: Wir wollen leben!
Schwören wir! Schwören wir! Schwören wir!

Zu unseren Bildern:

Die Hilfe, die die DDR durch ihr Rotes Kreuz, den FDGB und die Volkssolidarität dem algerischen Volke erweist, geht nicht nur an die Algerische Befreiungsarmee. Ein weitaus größerer Teil wird zur Linderung der Not der Flüchtlinge, für die Errichtung von Hospitälern und Schulen verwandt.

Die Fotos sind dem Bildband „Algerien — L'Algérie" von Dirk Alvermann, erschienen bei Rütten & Loening, entnommen. Dieser mit Leidenschaft und Können hergestellte, übrigens auch sehr preiswerte Bildband vermittelt ein eindringliches und unvergeßliches Bild vom Kampf des algerischen Volkes um seine Freiheit.

Ob im Kongo oder in Algerien, ob in Indonesien oder in Laos — immer ergreift Bonn Partei für die Kolonialherren und gegen die Volksbefreiungsbewegungen. Mit seinen als Wirtschaftshilfe getarnten Versklavungsmethoden ist es sogar schon in die vorderste Reihe der Neo-Kolonialisten getreten.

Zeichnung: Arndt



Taler, Taler, du sollst wandern



wo wilde Kühe das spärliche Gras abweideten. Plötzlich rannten alle Männer davon und überließen es einem 14jährigen Jungen, den Inhalt unseres Rucksackes in ein Sanitätszelt und die anderen, nicht geöffneten Rucksäcke in einen aus Baumstämmen, Reisig und Laub errichteten Schuppen zu tragen. Es war Kampfalarm gegeben — ich befand mich also schon auf algerischem Gebiet, und zwar bei einer Einheit der Befreiungsarmee, deren spezielle Aufgabe darin bestand, die Morice-Linie zu durchbrechen und den Kameraden im Innern des Landes Waffen, Medikamente und andere für den Kampf notwendige Dinge zu bringen.

Was die Morice-Linie ist? Ich wußte das vorher auch nicht. Die Franzosen haben in der Nähe der Grenze eine befestigte Linie errichtet, um die algerischen Einheiten im Innern des Landes von jeglicher Unterstützung abzuschneiden. Die Einheit, bei der ich mich befand, lag noch zwischen der Morice-Linie und der Grenze. Schon oft hatten die Franzosen versucht, diese Einheit zu vernichten, gewöhnlich mit ihrer Artillerie. Aber die Wirkung war immer verpufft, denn die Berge, der Wald und auch der häufige Nebel boten eine ideale Tarnung.

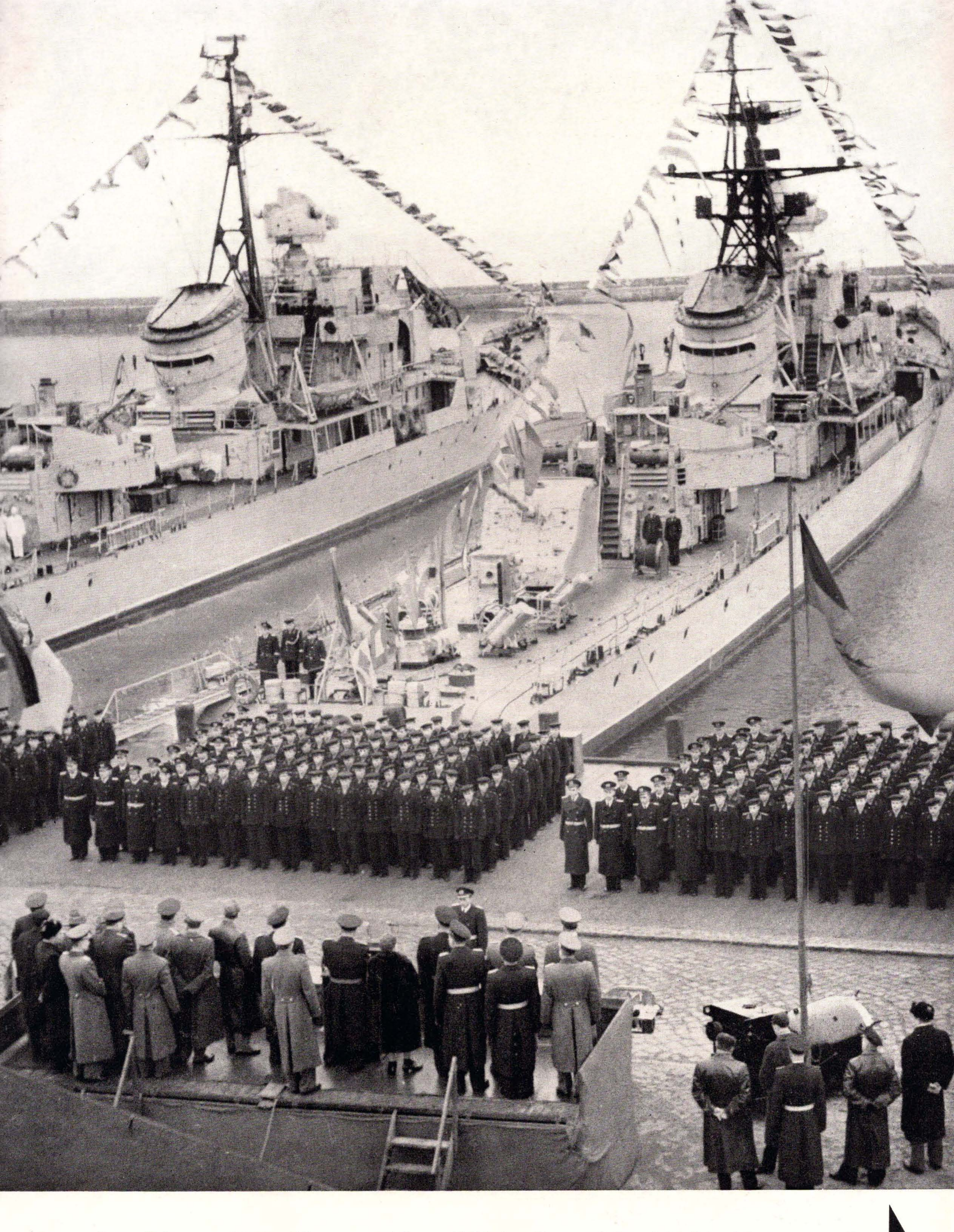
Diesmal nun versuchten es die Franzosen mit Hubschraubern. Aber ihr Erfolg war nicht nur wieder gleich Null — die Algerier holten sogar mit ihren Handfeuerwaffen ein Flugzeug herunter. Darüber kam es zu einem kleinen Volksfest. Aber nur so lange, bis die Kameraden zurück waren, die die Abschußstelle des Flugzeuges aufgesucht hatten. In der Brusttasche des Piloten hatten sie ein Foto gefunden, das eine Gruppe französischer Soldaten zeigte, die lachend um eine nackte, offensichtlich vergewaltigte algerische Frau herumstand. Mit einem Messer — es war auch auf dem Bild zu sehen — war der Kopf der Frau vom Rumpf getrennt worden.

Eine wilde Entschlossenheit und eine Berge versetzende Siegesgewißheit hinterließ der Abschuß bei den algerischen Soldaten. Bei den Franzosen jedoch mußte er rasende Wut ausgelöst haben. Wieder begann das Trommelfeuer. Auch diesmal konnte es die Einheit nicht dezimieren. Nur eine Granate explodierte im Lager. Doch ein Splitter zerschlug dem jungen Soldaten, der vorher nicht am Kampf teilnehmen durfte, weil er noch zu jung war, den Ellenbogen. Man brachte den 14jährigen zu mir ins Zelt, legte ihn auf ein Feldbett und gab ihm eine Tetanusspritze. Als die Wunde gesäubert wurde, wimmerte er laut. „Alles ist gleich vorbei", beruhigte ihn der Sanitäter. „Unsere Freunde haben etwas geschickt, das hilft eins, zwei, drei." Und da war ich an der Reihe.

Der Sanitäter hatte nicht zuviel versprochen. Die Schmerzen des Burschen rückten mehr und mehr in die Ferne. Vor seinen Augen tauchte das Bild seiner Mutter auf. Er glaubte wieder fest daran, daß er seine Eltern, von denen man sagte, daß die Franzosen sie umgebracht hätten, wiedersehen würde. Dann versuchte er sich jene Menschen aus „Allemagne" vorzustellen, von denen er nicht wußte, daß sie im sozialistischen Deutschland leben, von denen ihm nur bekannt war, daß sie in jenem Teil Deutschlands wohnen, das ihm und seinen Freunden Hilfe sendet, und nicht in jenem anderen Teil, das die Fremdenlegionäre schickt. Einer dieser Ausländer nahm die Gestalt seines besten Freundes aus seinem Heimatdorf an. Dann schlief er ein ...

Das ist die Geschichte, die ich dir erzählen mußte. Jetzt bin ich nun hier in Batumi, weitab von der Heimat, von einem deutschen Touristen einem sowjetischen Jungen Pionier geschenkt. Aber so weit, wie mancher denkt, ist es auch wieder nicht. Die Kilometer machen es nicht allein. Ich war z. B. einmal in einer Wechselstube am Bahnhof Zoo in Westberlin, also nur drei Kilometer von eurer Redaktion entfernt. Da habe ich mich mit meinem Wappen zutiefst geschämt und viel weiter von zu Hause weggefühlt als hier, wo ich bei Freunden bin und für unsere Republik werben kann.

Heinz Huth



Bunte Fahnen und hohe Gäste, ausgefeiltes militärisches Zeremoniell und festliche Stimmung – die KSS-Brigade hatte ihren großen Tag. Anstelle der anonymen Ziffern erhielten die Schiffe die Namen der besten deutschen Arbeiterführer. Für Sie waren Günter Barkowsky und Heinz Huth dabei.

Dieser Na

Montag, 16. Januar, kurz nach 14 Uhr. Vom Deck des Küstenschutzschiffes XXX ertönt schrill und laut eine Bootsmannspfeife durch die frostige Luft. In diesem Augenblick hat Vizeadmiral Verner auf der Pier dem Boot seinen neuen Namen verliehen; in diesem Augenblick fällt unter Deck das Fahnentuch von einer Tafel mit der Inschrift „Ernst Thälmann". Zu gleicher Zeit werden auch die Schwesternschiffe getauft. Sie heißen fortan „Karl Marx", „Friedrich Engels" und „Karl Liebknecht".

‚SMS Prinzregent Luitpold", „Admiral Scheer", „Gorch Fock", „Gneisenau" – so hießen und heißen Kriegsschiffe der deutschen Vergangenheit oder der westdeutschen Gegenwart. Es sind die Namen von Fürsten und Militaristen, oder von Persönlichkeiten, die eine käufliche Geschichtsschreibung zuvor dazu gestempelt hatte. Es sind Schiffsnamen, die vom aggressiven Streben des deutschen Militarismus zur See zeugen. Ein Schiff auf den Namen eines deutschen Arbeiterfunktionärs? Die Besten unseres Volkes wurden unterdrückt, ins Exil gejagt, eingesperrt oder umgebracht; aber nach ihnen benannte man keine Schiffe. Mit diesem historischen Unrecht konnte erst der Arbeiter-und-Bauern-Staat aufräumen. Für die ganze Volksmarine, nicht nur für die Mannschaften der KS-Boote, ist das die Verpflichtung, den Frieden und den Sozialismus im Ostseeraum zu schützen, an der Seite der Baltischen Rotbannerflotte und der polnischen Seestreitkräfte, mit voller Kraft und ganzem Herzen, mit allem Mut und unter Einsatz des Lebens. – Wir wünschen der Brigade: Allzeit gute Fahrt.



Ein Ehrenzug, Paradeuniformen, Säbel, Flottenmarsch und über die Toppen geflaggte Schiffe gehörten ebenso dazu wie die recht zahlreichen Gäste, Fernsehen, Film und Presse. Die Namensverleihung nahm der Stellvertreter des Ministers für Nationale Verteidigung, Vizeadmiral Verner, im Namen des Nationalen Verteidigungsrates vor. Arbeiter eines nahen Betriebes waren interessierte Zuschauer.

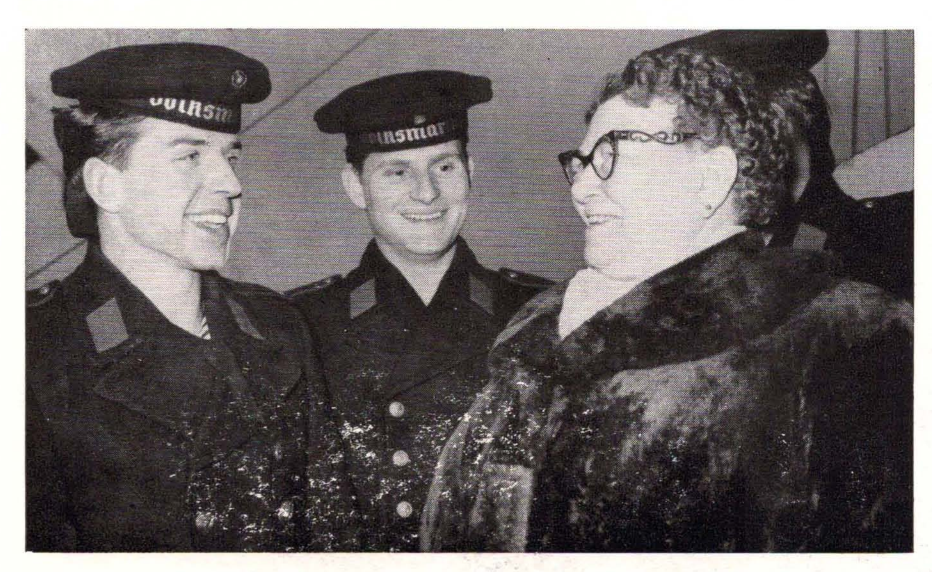


Ein polnischer Gast wünscht einem Besten Erfolge im Dienst und im persönlichen Leben. Die Anwesenheit der Militärattachés der Bruderarmeen unterstrich die Rolle unserer Volksmarine für den Frieden im Ostseeraum.

me ist ein sicherer Kompaß



Um Aufnahme in die Partei Ernst Thälmanns baten sechs vorbildliche Genossen des Bootes anläßlich der Namensverleihung. Beim Ausfüllen des Fragebogens berät der Parteisekretär den Maschinenmaat Helmut Cepelak (rechts).



Wer hätte an diesem Tag ein lieberer Gast sein können als Rosa Thälmann, Gattin und Kampfgefährtin Ernst Thälmanns. Sie überreichte dem Kapitän des Bootes die Namensurkunde und erhielt von ihm eine Mappe mit Verpflichtungen der Mannschaft zur Erhöhung der Gefechtsbereitschaft. Auf dem Schiff sagte Rosa Thälmann im Gespräch mit Matrosen: „Ich weiß, daß dieses Schiff der Erhaltung des Friedens dient."

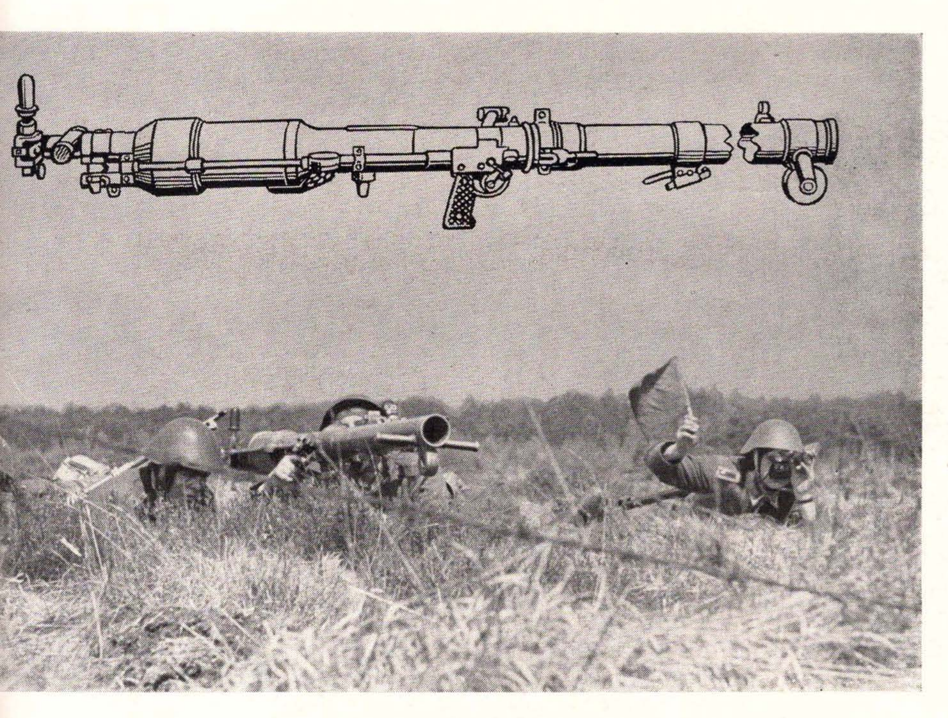
Abend. Das Bild hat sich gewandelt, aber der festliche Glanz ist geblieben. Während die ersten Matrosen an Land gehen, weiden sich die letzten Gäste an dem Lichtermeer. Leicht – nur für das unbestechliche Auge der Kamera sichtbar – wiegen sich die Schiffe im Hafen.



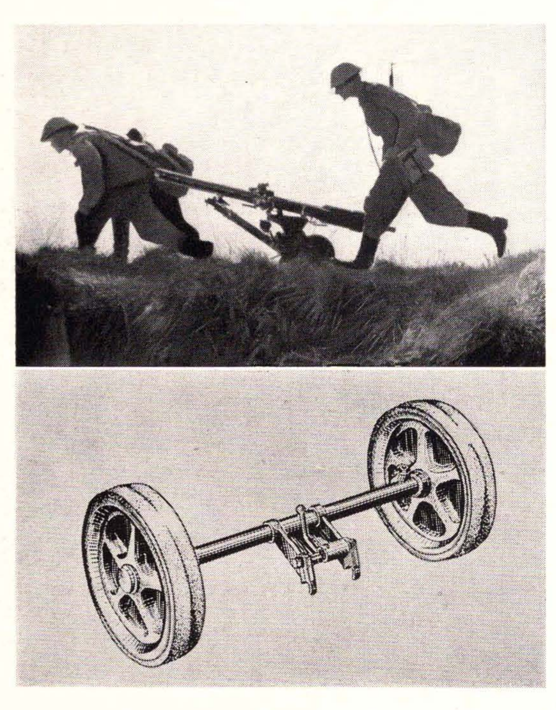


Mit dem RG kann auf Rädern und auf Lafette geschossen werden. In ausgebauter Stellung wird das rückstoßfreie Geschütz meist auf Lafette eingesetzt. Die Kanoniere haben hier besonders auf die Gefahrenzone hinter dem Geschütz zu achten. Der Flammstrahl darf keine Menschen und Geräte gefährden.

Die Hand am Abzug, das Auge am Okular, so erwartet der Richtkanonier den „feindlichen" Panzer. Gegen gepanzerte Ziele werden Hohlladungs-, gegen lebende Kräfte und Feuermittel Splitter-Wurfgranaten abgefeuert. Die Bedienung des Geschützes besteht aus dem Geschützführer und drei Kanonieren.



Das Rohr eines rückstoßfreien Geschützes hat keine Züge, es ist innen glatt, ähnlich dem des Granatwerfers. Es ist hinten auch nicht so fest abgeschlossen. Sein Verschluß mit Düsenöffnungen läßt die beim Abschuß entstehenden Pulvergase entweichen. Dadurch wird der Rückstoß vermieden.



Das Fahrgestell – gummibereifte Räder, Achse und Halteeinrichtung – dient zum Transport des rückstoßfreien Geschützes im Mannschaftszug. Beim Schießen auf Rädern ist es gleichzeitig die Auflage.

Was sind

Rückstoßfreie Geschütze?

Rückstoßfreie Geschütze sind vor allem Panzerabwehrwaffen. Natürlich werden mit ihnen auch andere Ziele bekämpft, z. B. Feldverteidigungsanlagen, Feuernester usw. Aber durch ihre geringen Ausmaße, das geringe Gewicht, die geringe Feuerhöhe, die große Beweglichkeit und Treffsicherheit im Vergleich zu Geschützen mit gezogenem Rohr ähnlichen Kalibers eignen sie sich besonders zur Bekämpfung gepanzerter Ziele. Alle diese Vorteile haben ihre Ursache darin, daß im Gegensatz zu den Geschützen mit gezogenen Rohren die Pulvergase nach außen abgeleitet werden. Das Geschütz bleibt deshalb beim Abschuß unbeweglich, da kein Rückstoß erfolgt.

Der Verschluß schließt das Rohr nicht völlig dicht ab, wie das bei anderen Geschützen der Fall ist, sondern er ist mit zwei düsenförmigen Öffnungen versehen. Ist nun, nachdem der Schuß gebrochen ist, in der Kammer ein bestimmter Gasdruck entstanden, so beginnt sich die Wurfgranate durch das Rohr zu bewegen. Gleichzeitig wird die Bodenscheibe an der Wurfgranate zerstört, so daß ein Teil der Pulvergase durch die düsenförmigen Öffnungen des Verschlusses entweichen kann. Da es keinen Rückstoß gibt, so hat ein solches Geschütz auch keine Rohrrücklaufbremse, keinen Luftvorholer, keine Rohrwiege usw. Das hat neben den schon genannten Vorteilen noch den Effekt, daß viel weniger Material und viel weniger Zeit zur Herstellung aufgewandt werden muß, als dies bei Geschützen mit gezogenem Rohr ähnlicher Kaliber der Fall ist.

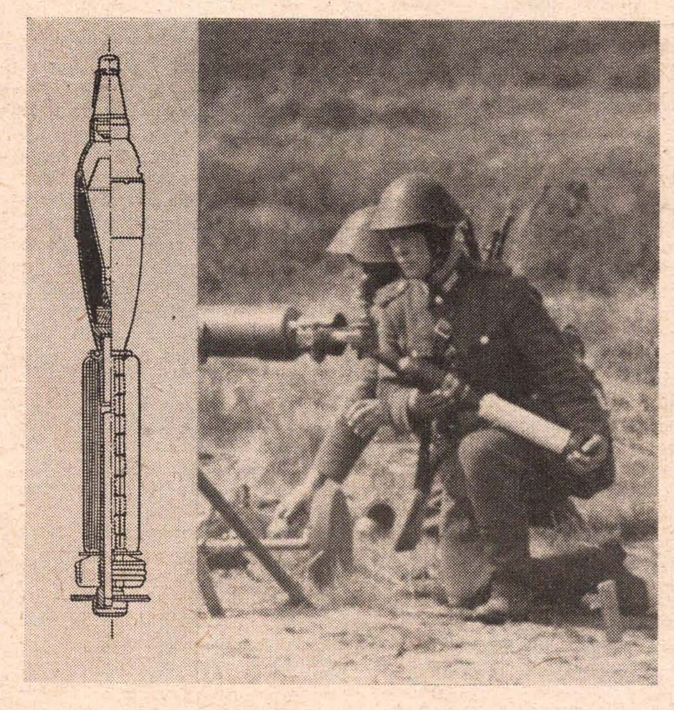
Natürlich gibt es auch Nachteile. Zum Beispiel ist der aus dem Rohr nach hinten austretende Feuerstrahl hinderlich. Er ist eine Ursache für die relativ geringe Schußfolge. Auch verrät er die Stellung leicht und erfordert hinter dem Geschütz viel freien Raum. Einige Mängel lassen sich durch taktisch richtiges und geschicktes Verhalten ausgleichen. So kann durch öfteren Stellungswechsel das Geschütz schnell der Einwirkung des Gegners entzogen werden. Die Vorteile überwiegen jedoch die Nachteile bei weitem.

Das rückstoßfreie Geschütz ist eine moderne Waffe mit hohem Kampfwert. In den Händen von Soldaten, die Meister dieser Waffe sind, ist es ein ernster Widersacher der gegnerischen Panzer.

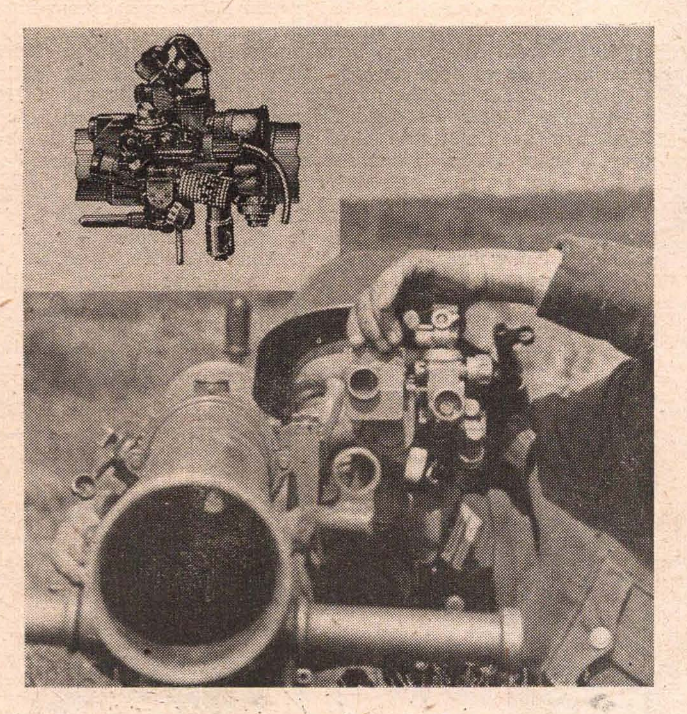
Fotos: Gebauer (5), MBD (1) · Text: Globig

GESCHICHTLICHES

Die Bemühungen der Konstrukteure, Geschütze ohne Rückstoß zu bauen, begannen bereits früher, als meist angenommen wird. Schon im ersten Weltkrieg gab es die Davis-Kanone, eine Waffe der amerikanischen Kriegsflugzeuge, die sozusagen eine Koppelung zweier Geschütze gleicher Energie darstellte. Das Rohr konnte beim Laden in der Mitte auseinandergeklappt werden. Beim Schuß drückten die Gase durch den rückwärtigen Teil des Rohres die Kartusche heraus. Im zweiten Weltkrieg wurde dieses Prinzip nur noch vereinzelt angewendet. Das deutsche Kampfflugzeug Do 217 hatte z. B. ein solches Geschütz. Aus einem etwa 15 m langen Rohr von 350 mm Kaliber wurde eine 675 kg schwere Granate verschossen. Die geladene Waffe wog insgesamt 3400 kg. Die Do 217 konnte nur eine Ladung pro Flug mitführen. Ansonsten waren die um diese Zeit entwickelten rückstoßfreien Geschütze nach dem Prinzip der Kompensierung der Rückstoßkräfte durch die Energie der nach hinten oder seitlich austretenden Gase konstruiert. Der erste feldmäßige Einsatz solcher Geschütze erfolgte im Sowjetisch-Finnischen Kriege. Deutschland setzte 1941 auf Kreta erstmals diese Gattung ein. Heute gehören rückstoßfreie Geschütze zur Standardausrüstung jeder modernen Armee.



Die Hohlladungs-Wurfgranate (siehe Schema) besteht, wie auch die Splitter-Wurfgranate, aus der eigentlichen Granate (oberer Teil), einer Grundladung und einer Zusatzladung (unten), einem Aufschlagzünder, der Scheibe sowie der Bodenscheibe.



Der Richtaufsatz des rückstoßfreien Geschützes besteht aus dem Aufsatz für das direkte Richten (einem optischen Visier mit dreifacher Vergrößerung) und dem Aufsatz für das indirekte Richten (einem Schwenkvisier, das 2,5fach vergrößert).

LEONID LENTSCH

Tomaten und Stockfische

Erzählung eines amerikanischen Soldaten

An allem waren die Tomaten schuld . . . Allerdings, will man der Sache auf den Grund gehen, so war es natürlich Betty, die Frau von Leutnant Rogers.

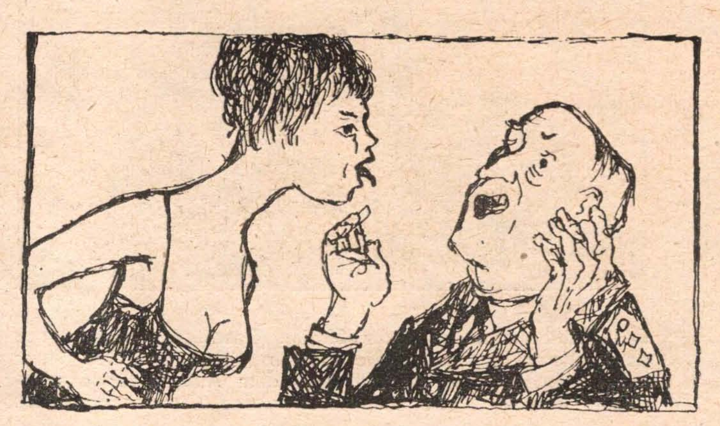
Ihr kennt Betty Rogers nicht? Also stellt euch eine junge, heißblütige Wildkatze vor, in engen Hosen, mit modischer Windstoßfrisur, mit heiserer Bootsmannsstimme, zügellos wie der leibhaftige Satan, wenn er mit seinen trauten Satansweibern in der Unterwelt Rock'n Roll tanzt — und ihr habt das getreue Ebenbild der bezaubernden Betty Rogers.

Dieser reizende Käfer also hat sich einmal mit ihren Freundinnen irgendwo vollaufen lassen und sich dann total blau ans Steuer ihres Fords gesetzt. Natürlich ist sie prompt auf den Bürgersteig gefahren. Na, das gab einen schönen Spektakel! Ein Menschenauflauf, Geschrei, Gekreisch, Zeter und Mordio!

Eigentlich ist gar nichts passiert, bloß eine deutsche alte Vettel wurde von unserer armen Betty ein bißchen gerammt. Man brachte die Alte ins Krankenhaus, und es stellte sich heraus, daß eine Rippe gebrochen war. Eine einzige Rippe!

Wer hätte je gedacht, daß eine elende Rippe von einem alten Weib soviel Staub aufwirbeln könnte und uns soviel Scherereien machen würde! Allerdings, wenn man der Sache auf den Grund geht, so käme es doch heraus, daß die Rippe überhaupt in der Geschichte der Menschheit eine recht traurige Rolle spielt. Hat doch der Schöpfer die erste Frau aus einer Rippe geschaffen! Bloß war das immerhin eine vollwertige Männerrippe! Aber diese hier, pfui Teufel, eine Altweiberrippe! Die geht doch schon entzwei, wenn man mit dem kleinen Finger dran tippt!

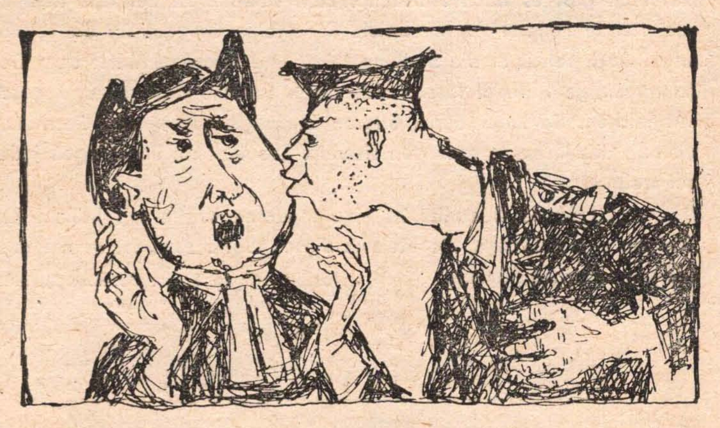
Kurz und gut, die Zeitungen Ostdeutschlands und auch die hiesigen haben von der Geschichte Wind bekommen — na, und da brach ein wahrer Hurrikan los, kann ich euch sagen. Jeden Tag eine neue Sensation! Hier haben zwei amerikanische Soldaten einen Taxifahrer zusammengeschlagen und ihm sein Geld abgenommen. Dort hat ein amerikanischer Korporal, besoffen natürlich, einen katholischen Pfarrer belästigt. (Wahrscheinlich trug der Kerl eine Sutane, und unser Boy hielt ihn im Suff für ein Frauenzimmer!) Also wie gesagt, die Zeitungen wüten und toben. Und immer der gleiche Kehrreim: „Ami, go home!" — „Ami, wir brauchen euren Schutz nicht!" — „Nieder mit der NATO!" Na, und so weiter und so fort. Ein Höllenskandal!



Unsere Generale sagten sich: da muß was geschehen! Auch unser Divisionskommandeur beschloß, Schritte zu unternehmen. Als erstes bestellte er Betty Rogers zu sich, um sie gehörig ins Gebet zu nehmen.

Betty kam, todschick und wie immer ganz große Schnauze. Sie sitzt im Vorzimmer, enger Rock, die Beine übereinandergeschlagen, raucht eine Zigarette nach der anderen und schießt mit den Augen nach den Adjutanten des Generals. Ein Schuß nach rechts — Volltreffer, ein Schuß nach links — Volltreffer! Der reine Scharfschütze, so ein Biest! Dann wird sie zum General gebeten. Der General sagt zu ihr: „Schämen sollten Sie sich! Sie vergessen wohl, daß Sie die Frau eines amerikanischen Offiziers sind! Durch Ihr Benehmen gefährden Sie die moralische Autorität der NATO-Truppen!" Betty darauf: „Ich pfeife auf ihren NATO!" Der General wird ärgerlich: „Das heißt hier, ‚unsere NATO'! Es ist genauso Ihre NATO!" Betty kaltschnäuzig: „Fällt mir nicht im Traum ein! Für Asiaten habe ich nie etwas übrig gehabt." Der General glotzt sie an: „Was haben die Asiaten damit zu tun? Ist denn NATO überhaupt kein Begriff für Sie?" Und Betty: „O doch. Das ist irgendein berühmter japanischer Admiral. Aber, wie gesagt, ich pfeife auf ihn!" Und streckt dem General sogar die Zunge heraus. Keß von der Krabbe, was? Aber sie hat sich das leisten können. Ihr Papa in den Staaten ist zwölf Millionen wert, und der General weiß das ganz genau.

Na, und dann kamen wir Soldaten an die Reihe. In den Regimentern wurde so eine Art Wettkampf angekündigt, mit Preisen für Bescheidenheit, gute Manieren und überhaupt anständiges



Benehmen draußen, außerhalb der Kaserne. Als Preis waren drei Tage Urlaub ausgesetzt. Das war verlockend.

Ich und mein Freund Bob haben uns geschworen: Den Preis holen wir uns! Gottverdammt, haben wir uns angestrengt! Ihr hättet uns sehen sollen: Wir gehen, zum Beispiel, auf dem Bürgersteig, sauber und adrett, grüßen nach rechts und nach links, und sind überhaupt so höflich, daß es uns selber ankotzt. Kommt uns so eine alte Zitterpappel entgegen, so machen wir einen weiten Bogen um sie, damit wir sie ja nicht zufällig streifen und sie womöglich in Staub zerfällt. Mit einem Wort, drei Wochen lang sind wir Musterknaben, kein einziger Tadel! Dann wird der Tagesbefehl in der Division verlesen! Hurra! Bob und ich sind Divisionssieger im Wettkampf um gute Manieren und feines Benehmen!

Der General beglückwünscht uns höchstpersönlich vor versammelter Mannschaft und nennt uns feierlich den Stolz der amerikanischen Armee. Dann stellt er uns einen Jeep zur Verfügung, damit wir unsern Prämienurlaub mit allem Komfort verbringen können. Uns rührte diese väterliche Sorge zutiefst, obwohl ... will man der Sache auf den Grund gehen, so war es vielleicht weniger väterliche Sorge, als vielmehr etwas ganz andres. Wahrscheinlich hat uns der Alte den Jeep nur deshalb gegeben, damit wir uns nicht ein Taxi schnappen. Die meisten Skandalgeschichten mit unsern Boys ereignen sich nämlich gerade in Taxis, und der General hat sich vielleicht gedacht: „Wozu das Schicksal herausfordern? Preisträger sind sie zwar, alles was recht ist. Aber sollen sie lieber im Jeep herumkutschieren und nicht in einem Taxi. Sicher ist sicher . . ."

Wir fahren also los. Piekfein, ausstaffiert, geschniegelt und gebügelt, die Mütze keck auf dem Ohr. Herrliches Wetter, prachtvolle Stimmung! Die reine Wonne! Auf einmal biegt unser Jonny, ebenfalls Sieger im Wettkampf um gute Manieren und feines

Benehmen, in die Gegend des Marktes ein — der Teufel muß ihn wohl geritten haben! Na schön, unser Jeep rollt langsam die Straße entlang, und uns entgegen kommen, rechts und links auf beiden Bürgersteigen, mit Einholetaschen in den Händen, deutsche Evastöchter, verflucht sollen sie sein in alle Ewigkeit, wie zum Trotz eine hübscher als die andere. Vielleicht bildeten wir uns aber das nur ein in unsrer rosigen Stimmung!

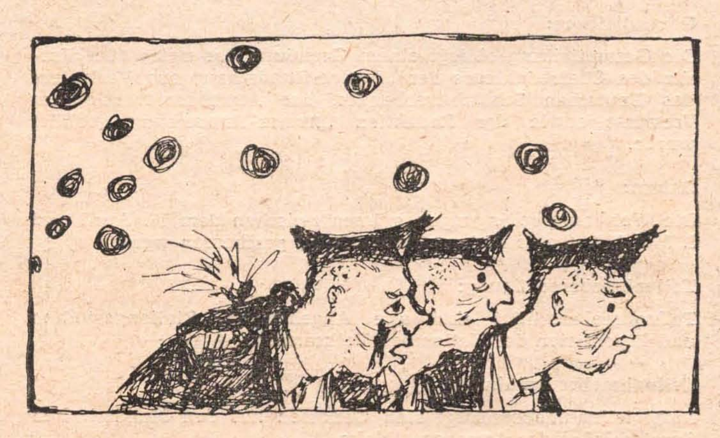
Wie dem auch sei, wir beginnen mit ihnen zu schäkern, salutieren, schicken Kußhände, laden sie durch Zeichen ein, in unsern Jeep zu steigen. Bob zeigt einer sogar einen Zehndollarschein. Bitte schön, mit den ehrlichsten Absichten, Ehrenwort!

Die verdammten Weibsbilder aber bleiben stumm, drehen uns den Rücken zu, als wären wir Luft, nicht die geringste Beachtung! Was tun? Jonny fährt dicht an den Bürgersteig heran, Bob beugt sich aus dem Wagen und streckt im Spaß die Hand nach der Einholetasche aus, die am Arm einer entzückenden Puppe hängt.

Die Puppe springt erschrocken zur Seite, holt im gleichen Augenblick aus ihrer Tasche eine faustgroße Tomate heraus, schleudert sie wie eine Handgranate auf Bob, und die zerplatzt — peng! — genau zwischen seinen Augen.

Jonny und ich schauen auf Bob und brüllen vor Lachen, denn der Anblick eines Mannes, über dessen Visage Tomatenmark läuft, ist wirklich sehr komisch — das könnt ihr mir glauben. Und plötzlich — peng! — landet auch bei mir eine Tomate zwischen den Augen, und bei Jonny — peng! peng! — gleich zwei. Und so weiter und so fort. Das Ende vom Lied — Jonny gibt Gas, und wir ergreifen schmählich die Flucht.

Ich will euch was sagen, seitdem ich Soldat bin, war ich schon in vielen Ländern. Ich war in Italien, in England, in Norwegen.



Und ihr könnt mir glauben, was Gegenstände betrifft, die man — na ja — als Wurfgeschosse benutzt, kenne ich mich ganz gut aus. In Italien beispielsweise haben sie uns mit Obst bombardiert ... mit faulen Orangen oder Äpfeln. Tomaten aber sind schlimmer. Ich finde sogar, daß Tomaten gleich nach faulen Eiern kommen. Erstens gibt es einen kräftigen Schlag, und zweitens ist es verflucht ekelhaft, wenn die Brühe am Gesicht herunterläuft. Außerdem lassen sich Tomatenflecke aus der Uniform nicht einmal chemisch entfernen.

Nach diesem Abenteuer hatten wir natürlich das Bedürfnis, uns zu erholen und zu erfrischen. Wir gingen also in ein kleines Lokal, setzten uns trübselig in eine Ecke und bestellten Wein. Wir glaubten, der bittere Nachgeschmack von der Tomatenkanonade werde sich nach zwei, drei Flaschen verflüchtigen. Aber weit gefehlt! Wir trinken und trinken, er verflüchtigt sich jedoch nicht. Im Gegenteil, immer scheußlicher wird uns zumute. Warum haßt man uns bloß? Wofür eigentlich? Wir sind doch gekommen, um ihre Freiheit zu schützen, der Teufel soll sie holen! Oder was war das noch, was wir hier beschützen sollten? Na, die Zivilisation und so weiter ... Und der Dank dafür? Tomaten in die Fresse!

Jonny sagt:

„Ich will mit diesen verdammten Krauts nicht unter einem Dach sitzen. Werfen wir sie hinaus!"

Das war ganz nach meinem und Bobs Geschmack. Wir stehen auf und — was sehen wir da? Rechts in der Ecke an einem Tisch sitzt ein Neger. Vielleicht war es auch ein Mulatte. Jedenfalls ein Schwarzer. Ich stoße Bob an: „Siehst du den?" Bob sagt: „Klar sehe ich ihn!" Und geht auf den Schwarzen zu. Der sitzt da, denkt gar nicht daran, aufzustehen. Bob zischt: „Verschwinde, Nigger!" Der Schwarze quatscht etwas auf Deutsch, bleibt aber stur sitzen. Da holt Bob natürlich aus und verabreicht ihm einen



rechten Schwinger. Der Kerl kippt vom Stuhl und reißt den Tisch mit. Sofort aber springt er wieder auf die Beine und stürzt sich mit einem wilden Gebrüll auf Bob. Ich renne Bob zu Hilfe, aber auf halbem Weg saust mir ein Hocker auf den Schädel, und ich gehe zu Boden. Jonny greift in den Kampf ein, und es beginnt eine richtiggehende Keilerei. Eine Stunde später sitzen wir, die Divisionssieger im Wettkampf um gute Manieren und feines Benehmen, in zerfetzten Uniformen, zerschunden und zerschlagen, auf der Polizei, und es wird ein Protokoll aufgenommen. Allerhand, was?!

Zwei Tage darauf werden wir alle drei vor den General zitiert. Wir betreten sein Zimmer, schlagen die Hacken zusammen und stehen stramm.

„Nun", herrscht uns der General an. „Was habt ihr zu sagen, ihr Kanaillen?!"

„Melde gehorsamst, Herr General", begann Bob, „aber dieser Neger ..."

„Es ist genauso ein Neger, wie du ein Eskimo bist, du Idiot! Ein Bayer ist er. In Südbayern haben sie alle so dunkle Haut, besonders im Sommer. Schöne Preisträger seid ihr mir! Heute noch schicke ich euch nach Island, zu unserem nördlichsten Stützpunkt, dem Teufel in den Rachen! In der Bundesrepublik habt ihr nichts mehr zu suchen!"

Man bringt uns also nach Island. Schwarze Felsen, weißer Schnee, graues Meer. Ein trostloses Bild! Wir kommen in die Kaserne. Die Boys sagen: „Erst gestern hat man zwei von uns zu euch nach Westdeutschland versetzt. Sie haben hier in einem Wirtshaus ein bißchen Radau gemacht und sich mit den Ortseinwohnern geprügelt. Die Zeitungen haben gefordert, daß sie vor Gericht gestellt werden. Da hat sie unser General, um das Prestige der Armee zu retten, ins nächste Flugzeug gesetzt. Und euch hat man also zu uns abgeschoben? Sehr angenehm."

Ich frage einen Korporal:

„Sagen Sie, Korporal, wachsen bei euch hier Tomaten?"

Der Korporal zwinkert mir verständnisvoll zu und antwortet:

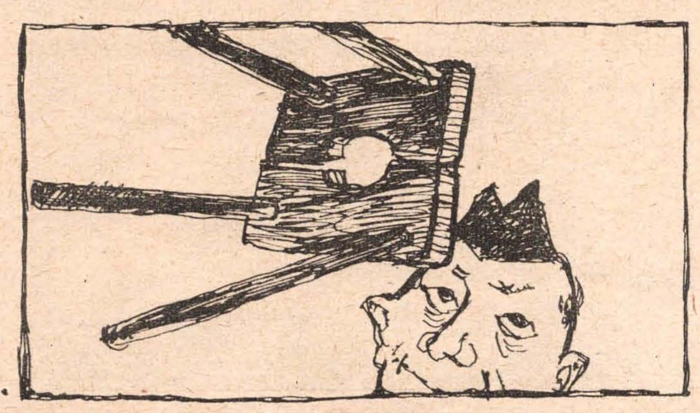
„Tomaten wachsen hier nicht. Aber weißt du, was faule Stockfische sind?"

„Nein."

„Mach erst hier eine Weile Dienst, dann wirst du es schon erfahren."

Na schön, machen wir eben hier Dienst und sammeln Erfahrungen. Dafür sind wir Soldaten.

Illustrationen: Horst Bartsch



Zum III. Fernwettkampf im Sportschießen:

An die Gewehre!

Wieder einmal ist es soweit, wieder einmal geben wir das Startzeichen zu einem großen Fernwettkampf im Sportschießen anläßlich des Tages der Befreiung. 1959 geboren, 1960 mit einer Rekordbeteiligung von fast fünftausend Schützen durchgeführt, erlebt er in diesem Jahr seine dritte Auflage. Das Motto jedoch ist geblieben: Offen für alle – alle machen mit! Allerdings sind diesmal noch bessere Voraussetzungen dafür gegeben: Ein vereinfachtes Wettkampfprogramm, umfangreichere Mannschaften, eine günstigere Klasseneinteilung, größere Anreize für alle Sportgruppen, Armeesportgemeinschaften und ASV-Bezirke – und die Aufnahme unseres Fernwettkampfes in das offizielle Sportprogramm der ASV Vorwärts. In den kommenden Tagen und Wochen gilt es, die hier veröffentlichte Ausschreibung allerorts mit Leben zu erfüllen, auf daß zwischen dem 16. April und 8. Mai 1961 Tausende Angehörige, Zivilangestellte und Reservisten der Nationalen Volksarmee zum KK-Gewehr greifen und die Bedingungen unseres Fernwettkampfes schießen. Darum an die Arbeit und – an die Gewehre! „Feuer frei!" für den III. Fernwettkampf der „Armee-Rundschau" im Sportschießen zum Tag der Befreiung 1961.



Ausschreibung

für den III. Fernwettkampf der »Armee-Rundschau« im Sportschießen zum Tag der Befreiung 1961

Veranstalter:

Redaktion „Armee-Rundschau", Berlin N 3, Postschließfach 7986.

Durchführende:

Leitungen der Sportgruppen und Armeesportgemeinschaften der ASV Vorwärts.

Gesamtleitung:

Die Gesamtleitung obliegt einem Gremium, das unter dem Vorsitz des Chefredakteurs der „Armee-Rundschau" aus Vertretern des Deutschen Schützenverbandes, der Armeesportvereinigung Vorwärts sowie der Redaktion „Armee-Rundschau" gebildet wurde.

Datum:

Die Wettkampfbedingungen müssen zwischen dem 16. April und 8. Mai 1961 (beide Daten einschließlich) geschossen werden.

Teilnahmeberechtigung:

Teilnahmeberechtigt sind alle Angehörigen, Zivilangestellten und Reservisten der Nationalen Volksarmee.

Teilnahmebeschränkung:

Nicht teilnahmeberechtigt sind Genossen aus den Mannschaften Sportschießen der Armeesportklubs.

Klasseneinteilung:

Zur besseren Durchführung und Wertung des Fernwettkampfes werden folgende Klassen gebildet:

Klasse A

Einzelschützen und Mannschaften aus den Truppenteilen der Nationalen Volksarmee.

Klasse B

Einzelschützen und Mannschaften aus den Offiziersschulen bzw. der Militärakademie „Friedrich Engels" der Nationalen Volksarmee.

Klasse C

Einzelschützen und Mannschaften aus den Reihen der Zivilangestellten und Reservisten der Nationalen Volksarmee.

Einzelwertung:

Es wird der beste Einzelschütze jeder Klasse ermittelt. Die im Einzelwettkampf erzielten Ergebnisse gelten gleichzeitig für die Mannschaftswertung.

Mannschaftswertung:

In den Klassen A und B wird die Mannschaftswertung in zweierlei Form vorgenommen:

1. Bereich der Sportgruppe
   Mannschaftsstärke: 15 Schützen.
   Alle Mannschaftsmitglieder müssen aus dem Bereich einer Sportgruppe (Kompanie, Batterie usw.) kommen. Es können beliebig viele Mannschaften gebildet werden.
2. Bereich der Armeesportgemeinschaft
   Mannschaftsstärke: 60 Schützen.

Sie wird nicht zusätzlich zu den Mannschaften der Sportgruppen gebildet, sondern stellt die Summe der 60 besten Schützen aus den Mannschaften der Sportgruppen dar. Es können beliebig viele Mannschaften im Bereich der ASG zusammengestellt werden.

Die Mannschaftswertung für die Klasse C sieht folgendermaßen aus:

Mannschaftsstärke: 5 Schützen.

Sie wird bei den Zivilangestellten auf der Basis der Dienststelle gebildet, in welcher sie tätig sind, bei den Reservisten auf Betriebsgrundlage. Es können in beiden Fällen beliebig viele Mannschaften nominiert werden.

Wettkampfprogramm:

3 × 5 Schuß in den Anschlagsarten liegend, kniend und stehend freihändig auf 50 m Entfernung. Jeder Teilnehmer darf das Wettkampfprogramm nur einmal schießen.

Waffe: KK-Gewehr Modell 110.

Scheiben:

Es wird auf die internationale Kleinkaliberscheibe (16/11 cm) geschossen, wobei für jeden Teilnehmer eine neue Scheibe zu verwenden ist.

Probeschüsse: Jedem Schützen stehen 5 Probeschüsse zu.

Meldungen:

Meldeschluß ist der 10. Mai 1961 (Datum des Poststempels). Später abgesandte Meldungen werden nicht anerkannt.

Jede Sportgruppe meldet:

1. Namen, Dienstgrad und Resultat der Einzelschützen mit einer Ringzahl über 110.
2. Endsumme des Mannschaftsergebnisses.

Die Meldung muß vom Sportorganisator unterschrieben sein.

Jede Armeesportgemeinschaft meldet:

1. Gesamtteilnehmerzahl im Bereich der ASG.
2. Endsumme des Mannschaftsergebnisses.

Die Meldung muß vom Vorsitzenden der ASG-Leitung unterschrieben sein.

Die Ergebnismeldungen der Klasse C entsprechen denen der Sportgruppen. Sie müssen vom ASG-Instrukteur bzw. dem Vorsitzenden des Reservistenaktivs unterschrieben sein.

Für die Meldungen sind die ausgegebenen Meldevordrucke zu verwenden.

Anmerkung:

Die Meldevordrucke befinden sich auf einem Flugblatt zum III. Fernwettkampf im Sportschießen, das ab Ende März bei den Leitungen der Armeesportgemeinschaften, den Sekretariaten der Bezirkskomitees Vorwärts, der Leitung der Zentralen Armeesportgemeinschaften bzw. der Redaktion „Armee-Rundschau" erhältlich ist.

Auszeichnungen:

Den Leitungen der Armeesportgemeinschaften wird empfohlen, die besten Schützen und Mannschaften ihres Bereichs nach eigenem Ermessen auszuzeichnen.

Durch den Veranstalter werden ausgezeichnet:

1. Die siegreichen Sportgruppen-Mannschaften der Klassen A und B mit je einem Wanderpreis, Sachprämien und einer Urkunde.
2. Die siegreichen Armeesportgemeinschaften der Klassen A und B mit je einem wertvollen Ehrenpreis.
3. Der Mannschaftssieger der Klasse C mit einem wertvollen Ehrenpreis und einer Sachprämie.
4. Die Einzelsieger aller drei Klassen mit je einem wertvollen Ehrenpreis.
5. Die Zweit- bis Zwanzigplacierten der Einzel- und Mannschaftswertung aller drei Klassen mit Urkunden.

Wird ein Wanderpreis dreimal hintereinander oder fünfmal mit Unterbrechungen gewonnen, so geht er in den Besitz der betreffenden Sportgruppe über.

Bezirkswertung:

Der Bezirk der ASV Vorwärts, der prozentual die höchsten Teilnehmerzahlen am III. Fernwettkampf im Sportschießen erreicht, erhält einen wertvollen Preis.

Ergebnisbekanntgabe:

Die vollständige Ergebnisliste des III. Fernwettkampfes im Sportschießen wird im Heft 7/1961 der „Armee-Rundschau" veröffentlicht.

Redaktion „Armee-Rundschau"

ARME

Dies ist, glaube ich, die Fundamentalregel allen Seins: „Das Leben ist gar nicht so. Es ist ganz anders.“

Es sei mir gestattet, diesen Aphorismus des unvergessenen Kurt Tucholsky an die Spitze der heutigen Umfrage zu setzen. Deswegen, weil — wie wir sehen werden — er in vielen, vielen Fällen tatsächlich den Kern der Sache trifft. Beginnen wir also, öffnen wir den Vorhang zum

I. Akt

Im Rampenlicht steht zuerst *Soldat Kurt Rochow (19).* Aus seinem Metier, der Panzerwaffe, berichtet er: „Soviel Neues stürmt täglich auf mich ein, daß ich es gar nicht so schnell verarbeiten kann. Ein interessanter und lehrreicher Dienst, dessen Erfahrungen mir sicher auch im weiteren Leben zustatten kommen werden.“

„Schwer ist es ja mitunter, denn die Anforderungen sind hoch und der Dienst auf See hart“, meint *Obermatrose Walter Reichenbach (19).* „Dafür lerne ich hier bei der Volksmarine aber auch einen vollkommen neuen Beruf. Später, wenn ich meine Zeit 'rum habe, will ich zur Handelsschiffahrt gehen.“

„Dafor würde ick mir ja ooch noch bejeistern könn'. Aber wenn ick mir vorstelle, daß ick eventuell bei die Stoppelhopser und Sandlatscher lande — nee, nee, denn vajeht mir der Appetit!“ Abwehrend hebt der Pankower *Malergeselle Otto Frank (20)* die Hände. Doch ebenso schlagfertig kontert ihn ein anderer Berliner, *Soldat Wolfgang Debrowski (18),* seit Oktober 1960 in einer Mot.-Schützeneinheit. Er erzählt: „Also in'n ersten Momang war ick ja ooch ziemlich perplex, als ick zu die Mot.-Schützen kam. Aber denn ha'ck mir mal so 'n bißken umjekiekt, und wat sehn meine trüben Oogen: Een janzen Haufen Autos, SPWs und noch ne Menge andre Technik. Da ha'ck mir an Kopp jekratzt und jesacht: ‚Atze, du mußt dir revidieren!‘ Und det ha'ck denn ooch jemacht, denn schließlich ist det hier ne janz moderne Truppe, bei der man ville lernen kann.“

„*SILVESTERPUNSCH*“ und „*FLUCHT AUS DER HÖLLE*“, ein DEFA- und ein Fernsehfilm, aus denen wir *Herbert Sturm* kennen (Bilder). Einst Deutscher Meister auf der Hürdenstrecke und Bronzemedaillengewinner der Leipziger Armeespartakiade, ist er jetzt als Schauspieler (Bild: Szene aus der „Winterschlacht“) am Greifswalder Theater tätig. „Ich war neun Jahre bei den bewaffneten Kräften, zuletzt beim Armeesportklub Vorwärts Berlin“, erzählt er. „Es war eine Etappe meines Lebens, die ich nie vergessen werde. Von der Armee gefördert, wurde ich Leistungssportler. Und als ich dann beim ASK war, hatte ich die Möglichkeit, mich auf meinen jetzigen Beruf vorzubereiten. Es fing an mit einer gesanglichen Ausbildung in der Freizeit, als Hobby sozusagen. Als ich dann während einer langwierigen Verletzung an der Filmhochschule noch ergänzend Schauspielunterricht nehmen durfte, war es um mich geschehen. Ich fand Gefallen daran und blieb am Schauspiel kleben. So habe ich durch und in der Armee den Sprung über die Hürden des Leistungssports vollziehen können bis zu den Brettern, die — wie man immer so schön sagt — jetzt auch für mich die Welt bedeuten.“



EZEIT – verlorene Zeit?

Der kesse und aufgeweckte Berliner hat sich also schon eine Meinung gebildet. Nicht so *Soldat Klaus Marschner (18)*: „Die paar Monate reichen noch nicht aus, um zu urteilen. Ich enthalte mich der Stimme."

Das also waren die „Jungen", die „Neuen", die erst kurze Zeit bei der Nationalen Volksarmee sind und aus dieser Sicht antworteten und urteilten. Schließen wir damit den Vorhang zum ersten und öffnen den zum

2. Akt

Das Wort hat *Unteroffizier Kurt Heyroth (20)*: „Nie und nimmer", so beginnt er temperamentvoll, „ist die Armeezeit eine nutzlos vertane Zeit. Erstens dienen wir, um unsere Republik zu schützen, und zweitens lernt jeder Genosse sehr viel, was er auch im weiteren Leben gut gebrauchen kann. Ich beispielsweise habe mich zum Unteroffizier qualifiziert, das ist fast ein zweiter Beruf." — „Und ich", wirft *Stabsgefreiter Ernst Pietsch (20)* ein, „bin das einzige Kind zu Hause, so daß ich immer so ein kleines Muttersöhnchen war. Bei der Armee bin ich selbständig geworden, habe Lebenserfahrungen gesammelt und manches andere mitbekommen, was mir weiterhilft."

Gefreiter Dieter Zschock (20) verweist insbesondere darauf: „Es ist doch nicht bloß so, daß der Soldat lediglich Befehle ausführt und andere für ihn denken. Jeder einzelne muß mitdenken, wird dazu erzogen, eigene Initiative zu entwickeln. Dadurch habe ich manche Scheuklappe verloren." Und *Feldwebel Werner Dölling (20)*, SKDA-Meister am Seitpferd, sagt kurz und knapp: „Was ich heute bin und heute kann, verdanke ich in hohem Maße der Nationalen Volksarmee. Keine Minute meiner bisherigen Dienstzeit betrachte ich als verloren."

„Das kann auch gar nicht sein", erklären zwanzig Genossen einer Nachrichtenkompanie des Truppenteils Böhme, „denn auf Grund des hohen Standes der Kampftechnik in der Nationalen Volksarmee unterstützt die Ausbildung, gleich in welcher Waffengattung, jene polytechnische Bildung, die dem neuen sozialistischen Menschen eigen sein muß."

Damit schließen wir den Vorhang zum zweiten Akt, denn jetzt ist

Pause

Füllen wir sie aus, indem wir der charmanten *Sekretärin Sieglinde Grübner (22)* aus Prenzlau das Wort geben.

„Mein Verlobter war zwei Jahre bei der Armee", erzählt sie. „Jetzt studiert er. Wir kannten uns schon vorher und gingen zusammen. Obwohl mir die Trennungszeit anfangs sehr schwerfiel, muß ich heute — mit dem Abstand, den ich jetzt habe — doch sagen: Es war gut so. Er ist bei der Volksarmee reifer und verständiger geworden, selbständiger und selbstbewußter. Und ich bin mit ihm gewachsen. Wir haben beide eine Menge gelernt und uns gegenseitig geholfen. Er hat mir gute Bücher geschenkt und mit mir darüber gesprochen, obwohl er vorher nur Westschmöker las (ich übrigens auch). Ich glaube kaum, daß ich heute in der FDJ wäre und gesellschaftliche Arbeit leisten würde, wenn er mich nicht dazu gebracht hätte. Auf diesem Umweg habe ich von seiner Armeezeit auch einiges profitiert."

Nunmehr Vorhang auf zum

Schlußakt

Hören wir, was „Außenstehende" bzw. unsere Reservisten abschließend noch zu sagen haben.

Mit einem Beispiel aus der Praxis des Lehrerbildungsinstituts Potsdam kommt der dortige *FDJ-Sekretär Erhard Schacht (25)*: „Normalerweise dauert das Studium bei uns drei Jahre. Da der Bedarf an Lehrern jedoch außerordentlich hoch ist, haben wir so eine kleine ‚Elitetruppe' zusammengestellt, die nur zwei Jahre macht — mit dem gleichen Pensum selbstverständlich. Ich glaube, es spricht für die Erziehungsarbeit, die in der Nationalen Volksarmee geleistet wird, wenn etwa 40 Prozent dieser ‚Elitetruppe' aus ehemaligen Armeeangehörigen besteht."

„Oft merkt man erst hinterher, was man eigentlich in der Armee alles mitbekommen hat", resümiert *Manfred Bauer (24)*, Reservist. Und sein Freund *Heiner Gross (21)* fährt fort: „Wir waren beide zusammen und arbeiten auch jetzt im VEB Kraftverkehr zusammen. Fahren haben wir bei der Armee gelernt, und damit einen Beruf, denn vorher waren wir beide ungelernte Arbeiter." Nun lernt zwar nicht jeder in seiner Dienstzeit einen neuen Beruf, dennoch stehen aber die Reservisten — wie *Ernst Hettfleisch (33)* und *Heinz Driene (30)*, Mitarbeiter des Kreiskommandos Erfurt der Nationalen Volksarmee, zu berichten wissen — überall ihren Mann. „Alle Betriebe, mit denen wir in Verbindung stehen, erklären uns immer wieder, daß die Reservisten meistens zu den besten und zuverlässigsten Arbeitern bzw. Wirtschaftsfunktionären zählen." Deshalb werden auch die in Ehren aus der Armee entlassenen Genossen generell mit „einer Lohngruppe höher eingestuft, als dies bei den Einstellungen der anderen Kollegen mit gleicher Tätigkeit der Fall ist" erklärt *Kollege, Grützner, stellvertretender Leiter der Kaderabteilung der Leuna-Werke „Walter Ulbricht"*, namens seiner Werkdirektion.

Genosse Salbach, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Deutschen Hochschule für Körperkultur und Reservist, bezeichnet die Nationale Volksarmee als eine „sehr gute Schule des Lebens", weil dort „junge Menschen in einem Kollektiv zusammengeschlossen werden, welches Kampfaufgaben zu lösen hat. Wenn man bedenkt, daß dabei das gegenseitige Vertrauen, die gegenseitige Hilfe und die Zuverlässigkeit von ausschlaggebender Bedeutung sind, so muß man feststellen, daß diese jungen Menschen, ob sie es jetzt persönlich empfinden oder nicht. Erfahrungen sammeln, die ihnen nach dem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst eine sehr wertvolle Hilfe sind."

Bleibt uns nur noch der

Epilog

Dazu erzählt *Volksbildungsminister Professor Dr. Lemnitz*:

„Es war 1937. Ich war nach langer Haft wieder in Freiheit. In Freiheit? Noch herrschte der Faschismus. Seine Anfangserfolge hatten viele irre gemacht, auch meinen Schwager. Oft arbeitslos gewesen, war er zur SS gegangen. ‚Du bist ja dumm', sagte er zu mir. ‚Was hast du nun davon, daß du dich für andere einsetzt? — Viele Jahre deiner Jugend hast du verloren!' Ich aber ging wieder in den illegalen Kampf, kam erneut ins Zuchthaus. Waren nun diese zwölf Jahre antifaschistischer Kampf verlorene Zeit? Das Jahr 1945 zeigte, wer seine Zeit verloren hatte. Mein Schwager war im Krieg umgekommen, wir aber begannen, eine neue Gesellschaftsordnung aufzubauen. Der Feind, der damals unser Volk ins Verderben gestürzt hat, er lebt heute noch in Westdeutschland. Doch diesmal brauchen wir nicht in die Illegalität zu gehen; unsere Jugend kann alle ihre geistigen und körperlichen Kräfte für den Frieden entfalten. Aber um das für immer tun zu können, muß sie auch die Kräfte stählen und entwickeln, die die militaristischen Verderber unseres Volkes hindern, neue Verbrechen zu begehen. Wer seinen Ehrendienst in der Volksarmee verrichtet, hilft dadurch für sich und unser ganzes Volk Zeit, Friedenszeit für das ganze Leben zu gewinnen."

Unsere aktuelle Umfrage

WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANT-



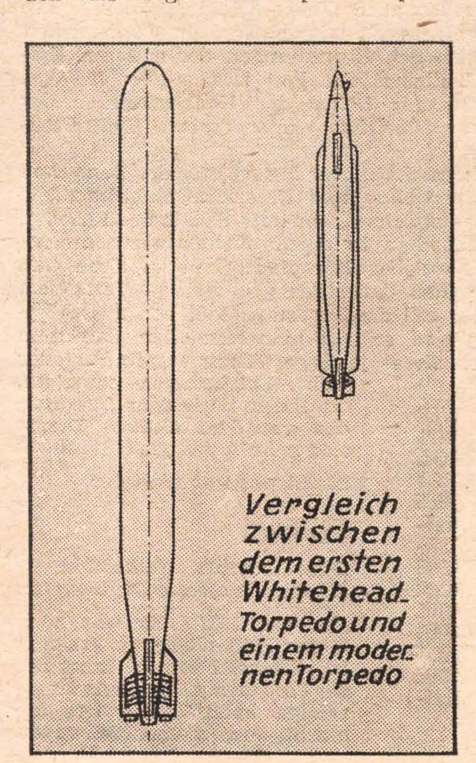
Von Kapitänleutnant H. Baxalary

Jene Aale, um die es hier geht, sind weder grün, noch geräuchert. Auch eignen sie sich nicht zur Zucht oder als Angelobjekte. Ihre Ausmaße und Beschaffenheit sind vielmehr dazu angetan, die Kampfkraft eines Schiffes zu steigern. Besagte „eiserne Aale“, mattsilber glänzend und dick gefettet, sind im modernen Seekrieg eine gefürchtete Waffe.

Der Torpedo und auch die Seemine haben die Aufgabe, den Gegner an seiner empfindlichsten Stelle, dem Unterwasserteil, zu treffen und ihn dadurch zum Sinken zu bringen. Während jedoch die Mine (mit Ausnahme der Treibmine) vom gegnerischen Schiff berührt oder überlaufen werden muß, läuft der Torpedo mit eigener Kraft und selbststeuernd, auf einem vorher genau berechneten Kurs, auf den Gegner zu.

Es bedurfte einer langen, schwierigen Entwicklung, bis der Torpedo, den wir in seiner heutigen Form kennen, einsatzreif war.

Der Vorgänger des Torpedos war die in Rußland entwickelte Spierenmine. Die an Stangen von etwa 8 bis 10 m Länge befestigten Sprengladungen wurden als sogenannte Spierentorpedos vor dem Bug kleiner schneller Kampfboote über oder unter Wasser angebracht. Auch andere Staaten griffen diese Anregung auf. So wurden z. B. bei der AG „Vulkan“ in Stettin 1872 bis 1873 drei „Torpedodampfer“ von 130 bis 300 t mit Spierentorpedos gebaut. Die Aufgabe dieser Schiffe bestand darin, den Gegner mit Höchstfahrt zu rammen. Da der Erfolg sehr zweifelhaft war, wurden die Versuche bald wieder fallengelassen. Es ist nur ein Fall bekannt, bei dem ein solcher Angriff zur Vernichtung des feindlichen Schiffes führte. Das war im amerikanischen Bürgerkrieg 1861—1865, wo sechs Anläufe mit Spierentorpedos gefahren wurden. Einer davon führte am 27. Oktober 1864 zur Versenkung des Südstaaten-Schiffes „Albemarle“.



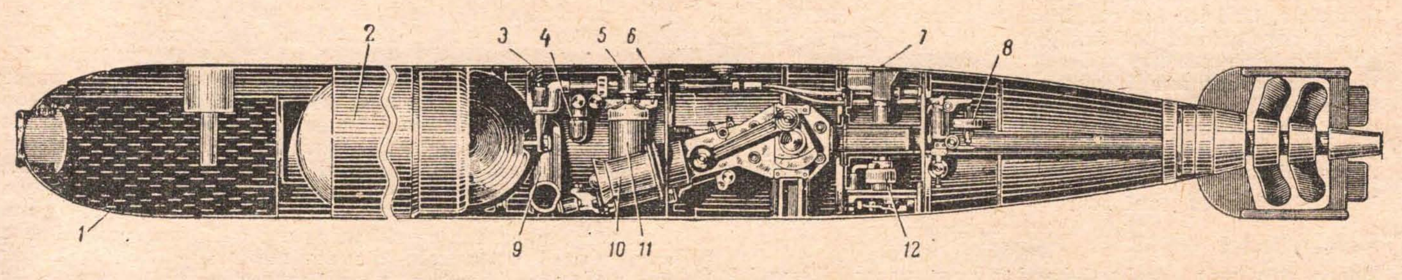
Vergleich zwischen dem ersten Whitehead-Torpedo und einem modernen Torpedo

1865 wurde von dem russischen Erfinder Aleksandrowski der erste selbstlaufende Torpedo konstruiert. Allerdings blieb er nur ein Projekt.

Mit Aleksandrowskis Erfindung wurde eine klare Trennung der bis dahin entwickelten Unterwasserwaffen vorgenommen. Die Bezeichnung Mine behielt man für ortsgebundene Unterwasserwaffen bei und die beweglichen Unterwasserwaffen bezeichnete man als Torpedos. Den Namen für die Waffe mußte der Zitterrochen (lat. torpedo) hergeben. Im Oktober 1866 wurde von dem in österreichischen Diensten stehenden englischen Ingenieur Robert Whitehead der Bau des ersten Torpedos beendet, der bereits die Grundelemente der heute gebräuchlichen Torpedos enthielt. Das erste Modell hatte eine Länge von 3,53 m, einen Durchmesser von 356 mm und wog 136 kg. Es hatte die Form einer schlanken Zigarre und war mit senkrechten Stabilisierungsflossen versehen, die eine Drehung im Wasser verhindern sollten. Die Höchstgeschwindigkeit betrug 6 sm/h (1 sm = 1852 m). Auf der Grundlage dieses Torpedos entwickelten sich alle heute bekannten Torpedotypen. Da sich die Weiterentwicklung im wesentlichen auf die Antriebsmechanismen und die Steuerorgane bezog, soll hier zum besseren Verständnis zunächst der Aufbau eines modernen Torpedos beschrieben werden. Der heute gebräuchlichste Typ weist folgende allgemeine taktisch-technische Daten auf:

Länge des Torpedos rund 7,5 m; Durchmesser rund 53 cm; Gesamtgewicht rund 1,5 t; Sprengladung rund 300 kg; Geschwindigkeit rund 30 bis 40 sm/h (je nach Antrieb und Einstellung); Reichweite rund 10 000 m.

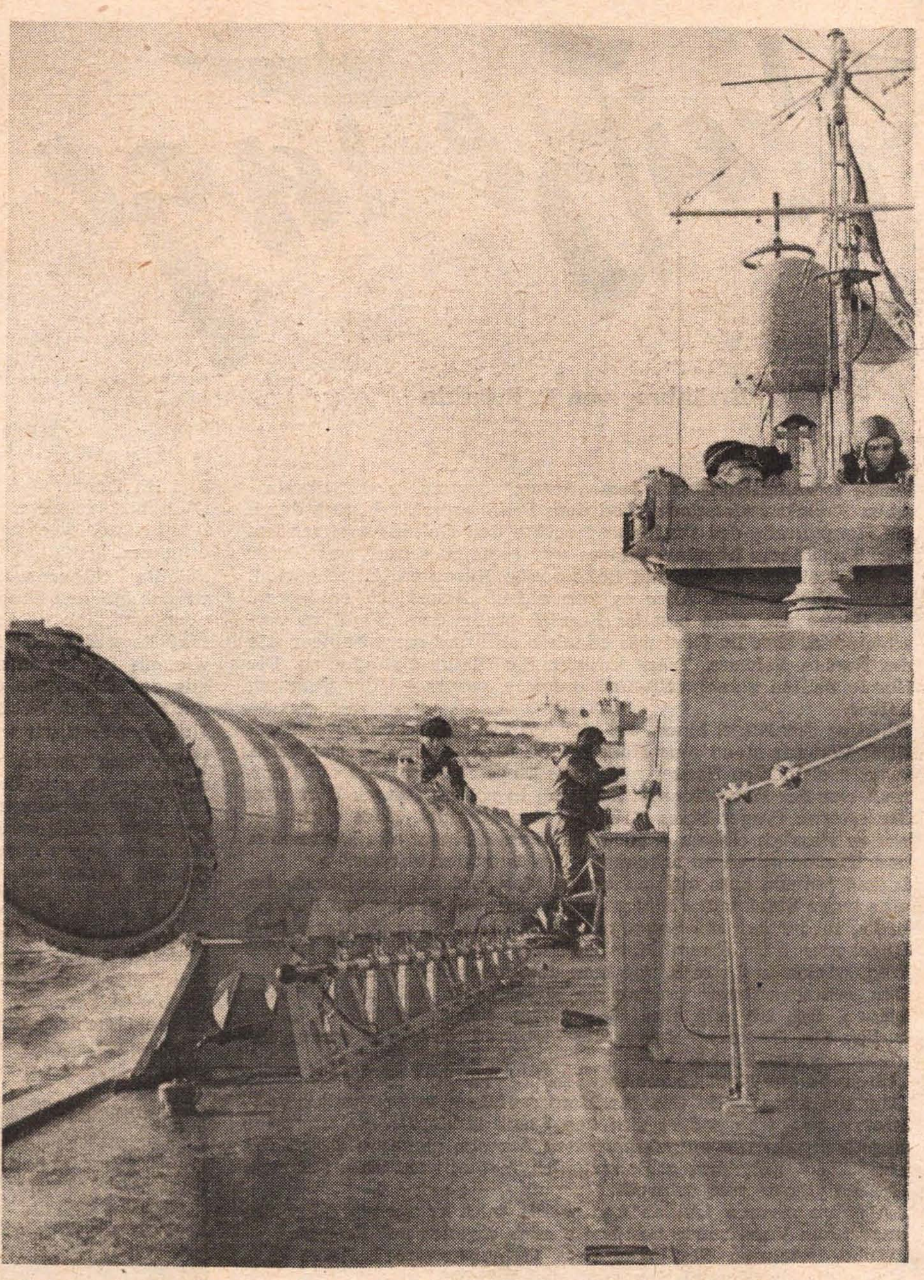
Der vordere Teil eines Torpedos wird als Kopf bezeichnet. Er enthält die Sprengladung, deren Entzündung durch die eingesetzte Gefechtspistole erfolgt. Diese ist entweder in die Spitze des Kopfes eingesetzt und wird durch das Eindrücken von Hebelarmen beim Auftreffen auf den Gegner ausgelöst, oder sie ist von oben in den Gefechtskopf eingelassen und arbeitet mit Pendelstößen. Eine weitere Möglichkeit der Zündung besteht in der Fernauslösung durch das Magnetfeld des gegnerischen Schiffes beim Unterlaufen des Zieles. Verfehlt der Torpedo sein Ziel, so versinkt er am Ende der Laufstrecke, um dem Gegner nicht in die Hände zu fallen.



1 — Kopf mit Sprengladung; 2 — Preßluftkessel; 3 — Verschlußhahn des Preßluftkessels; 4 — mechanisch betriebene Regler zur Herabsetzung des Drucks; 5 — mechanisch betriebener Hahn zum Einlassen der Luft zu den Maschinen; 6 — Gerät zum Einstellen der Entfernung des Torpedos; 7 — Mechanismus zum Ingangsetzen der Maschine (arbeitet, wenn der Torpedo das Ausstoßrohr verlassen hat); 8 — Kreiselgerät zur Steuerung; 9 — Brennstofftank; 10 — Hauptmaschine; 11 — Erhitzer für das Kraftgemisch; 12 — Tiefensteuerung.

Anders ist es beim Übungsschießen. Hier wird der Torpedo nach Ablauf seiner Laufstrecke wieder eingefangen. Damit er nicht versinkt, wird der Gefechtskopf durch einen Übungskopf ersetzt, der aus einem dünnen Blechmantel, der mit Frischwasser gefüllt wird, besteht. Am Ende der Laufstrecke wird das Wasser mit Preßluft ausgeblasen. Dadurch bekommt der Torpedo den nötigen Auftrieb und schwimmt. Das Schwanzstück zeigt nach unten und der Kopf ragt etwa einen halben Meter aus dem Wasser. Den mittleren Teil des Torpedos bildet der Preßluftkessel. In ihm wird die zum Antrieb der Maschine benötigte Preßluft gespeichert. Bei den modernen Torpedos hat er ein Fassungsvermögen von ungefähr 600 Litern und wird mit einem Druck von etwa 200 atü gefüllt. Als Material verwendet man neuerdings eine Chrom-Nickel-Molybdän-Legierung, die höhere Drücke zuläßt als die vorher verwendeten Metall-Legierungen.

An den Luftkessel schließen sich nach hinten die Vorratsbehälter für Frischwasser, Öl und Torpedobrennstoff an. Am vorderen Schott des Heckabteils ist die Maschine mit den Hilfsaggregaten befestigt. Das Heckabteil selbst ist hohl und nimmt den Geradlaufapparat auf. Die Antriebswelle für die Treibschrauben wird durch das Heckabteil geführt. Das Schwanzstück besteht aus den beiden gegenläufigen Treibschrauben, den Stabilisierungsflächen und den Ruderblättern für den Tiefen- und Geradlauf. Der Antrieb erfolgt in folgender Weise: Die im Kessel gespeicherte Preßluft wird zu einem Druckregler geleitet. Der Luftweg ist durch ein Ventil gesperrt und wird erst beim Abschuß des Torpedos geöffnet, indem der sogenannte Öffnungshebel im Augenblick des Abschusses nach hinten gelegt wird. Der Druckregler reduziert in mehreren Stufen den Kesseldruck auf den für den Antrieb der Maschine benötigten Betriebsdruck. Dieser muß während des ganzen Laufes konstant bleiben, auch wenn der Druck im Kessel langsam nachläßt. Vom Druckregler gelangt die Luft über den Verdampfer in die Maschine und treibt die Kolben. Der vorhandene Luftvorrat reicht jedoch nicht für die erforderliche Laufstrecke aus. Deshalb wird die Luft erwärmt, um ihr Volumen zu vergrößern. Dazu wird Torpedobrennstoff über eine Düse im Verdampfer zerstäubt und zur Entzündung gebracht. Gleichzeitig wird das mitgeführte Frischwasser in den Verdampfer geleitet, wo es durch die hohe Temperatur verdampft und sich mit der heißen Luft vermischt. Der Antrieb der Maschine erfolgt also durch ein Heißluft-Dampf-Gemisch. Die Ableitung des gebrauchten Gemisches geschieht durch die hohle Antriebswelle für die Treibschrauben. Dadurch entsteht an der Wasseroberfläche hinter dem Torpedo eine Blasenbahn, die am Tage den Lauf des Torpedos verrät und dem Gegner die Möglichkeit bietet, bei schneller Reaktion dem gezielten Schuß noch auszuweichen. Um dieser Möglichkeit zu begegnen, wurden Torpedos entwickelt, die an Stelle der Antriebsmaschine einen Elektromotor und statt des Luftkessels eine Hülle mit zwei Akkumulatorenbatterien enthalten. Diese Torpedos verraten sich zwar nicht durch eine Blasenbahn, erreichen aber auch nicht die hohen Geschwindigkeiten der vorher beschriebenen Torpedoart.

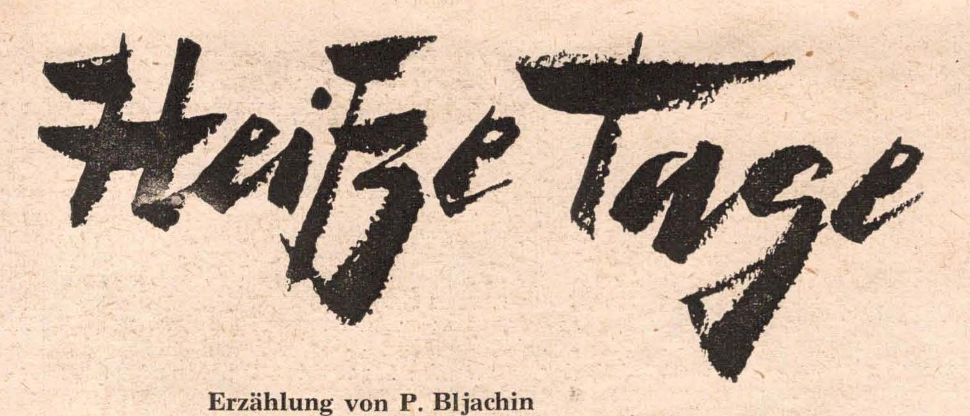


„Äußerste Kraft voraus" — das Torpedoschnellboot prescht seinem Ziel entgegen. In den Ausstoßrohren liegen die Torpedos bereit, auf das Kommando: „Torpedo los!" abgefeuert zu werden. Mit Übungsköpfen versehen, werden sie am Ende ihrer Laufstrecke auftauchen.

Da der Torpedo auf größere Entfernungen sein Ziel unter Wasser treffen soll, muß er mit präzisen Steuergeräten für den Gerad- und Tiefenlauf ausgerüstet sein.

Die vorgesehene Tiefe ist zwischen 0 und etwa 14 Metern einstellbar. Die Regelung des Laufes in der vorgeschriebenen Tiefe erfolgt durch die Kombination zweier Einwirkungen auf die Tiefenruder. Für die erste Art der Einwirkung macht man sich den Wasserdruck zunutze. Eine Spiralfeder im Innern des Torpedos wird vor dem Schuß so gespannt, daß ihr Druck dem des Wasserdrucks in der vorgesehenen Lauftiefe entspricht. Dieser Federdruck wird auf eine Tiefenplatte, die durch eine Gummimembrane wasserdicht abgeschlossen ist, übertragen, deren Bewegungen über ein Hebelsystem auf die Tiefenruderblätter wirken. Die gespannte Feder ruft ein Legen der Ruderblätter nach unten vor, so daß der Torpedo auf Tiefe geht. Mit zunehmender Wassertiefe steigt der Druck des Wassers und wirkt von außen entgegen dem Federdruck auf die Tiefenplatte ein. Sind Federdruck und Wasserdruck gleich groß, dann liegen die Ruderblätter in der Null-Lage und der Torpedo läuft horizontal unter Wasser. Umgekehrt bewirkt bei tiefem Lauf der jetzt den Federdruck überwiegende Wasserdruck, so daß die Ruderblätter nach oben zeigen und der Torpedo dadurch an Tiefe verliert.

(Fortsetzung folgt)



Erzählung von P. Bljachin

Meine Bekanntschaft mit dem „Neuen“ begann in der ukrainischen Kollektivwirtschaft „Tod dem Faschismus“. Ich ging durch die Hauptstraße des Dorfes und suchte den Kolchosvorsitzenden. Der Weg führte hügelan, und es war nicht zu sehen, was hinter dem Hügel lag. Rechts und links weiße Häuschen, Kirschgärten, schöne alte Malven. Aber es war nichts „Neues“ zu entdecken. Die Sonne war eben erst im Begriff, hinter dem Hügel zu verschwinden, aber im Dorf war es schon still und menschenleer wie des Nachts. Seltsam. Träge krähten die Hähne einander zu. Die Hunde bellten gelangweilt und unlustig, sozusagen der Ordnung halber.

Ich stieg den Hügel hinan. Ja, hier bot sich mir schon ein anderes Bild: Vor mir stand eine Häuserreihe nach städtischer Bauweise, sogar dreistöckige Häuser mit roten Ziegeldächern, und am Dorfrand war der Bau offensichtlich noch in vollem Gange: Dort wies der eiserne Finger eines Krans in den Himmel. Doch auch hier war es ziemlich einsam — nur alte Männer, einige alte Mütterchen und Kinder waren zu erkennen. Was war hier nur los?

Irgend jemand kam mir auf einem Motorrad entgegengerast, das eine lange Staubwolke hinter sich herzog. Mit der großen Fahrerbrille, in der sich die Sonne spiegelte, ähnelte der Fahrer einem Ungeheuer oder einem Marsbewohner. Ich stellte mich in den Weg, winkte und schrie, wie man das in solchen Fällen tut.

Der „Marsbewohner“ brachte die Maschine so dicht vor mir zum Stehen, daß ich wie eine Springmaus zur Seite sprang. „Wen suchen Sie, Genosse?“ fragte der Motorradfahrer und sprang zugleich aus dem Sattel.

„Ich suche den Kolchosvorsitzenden.“

„Der bin ich“, stellte sich der Motorradfahrer mit rollender Baßstimme vor, während er sich den Staub abklopfte. Er trug eine Segeltuchjacke mit aufgekrempelten Ärmeln, blaue, in die Stiefel gesteckte Offiziershosen. Sein rundes, fast schwärzlich gebräuntes Gesicht glänzte vom Schweiß.

Ich nahm meinen Hut ab und wollte mich vorstellen, aber der ungestüme Vorsitzende bestürmte mich sogleich mit Fragen: „Woher kommen Sie? Aus dem Gebietskomitee? Nein? Aus Moskau? Als Kommission und welche? Na, sagen Sie's doch schneller, Genosse ...“

„Na, Sie ließen mich doch noch keinen Ton sagen, Genosse Vorsitzender!“ Ich sprudelte meinen Namen und Vornamen heraus und wollte gleich den Grund meiner Reise in die Kollektivwirtschaft „Tod dem Faschismus“ nennen. Aber als er meinen Namen vernahm, erstarrte der Vorsitzende wie eine Salzsäule. Dann trat er einen Schritt zurück, als wollte er Anlauf nehmen, und plötzlich umarmte er mich.

„So ein Wunder! Das habe ich nicht erwartet! Achtzehn Jahre haben wir uns nicht gesehen, und plötzlich ist er da! Ich habe Sie doch gleich erkannt, lieber Schriftsteller! Sie sind noch der alte, ganz wie an der Front! Sind kaum gealtert!“ (Das lügt er natürlich!)

Solange der Vorsitzende seiner Freude Luft machte, versuchte ich mit aller Macht zu ergründen, wo ich seinen gewaltigen Schnurrbart schon gesehen hatte. An der Front sagte er? Stimmt. Er kennt sogar mein damaliges Pseudonym. Aber in vier Kriegsjahren hatte ich so viele verschiedene Begegnungen, daß man sich einfach nicht an alle erinnern kann. Indessen behandelte mich der Vorsitzende so freundlich, er drückte und puffte meine Rippen so familiär, daß ich ihm in der gleichen Art erwiderte. Ich klopfte ihm als auf die Schulter, lachte, tat überrascht und rief „ach und oh“.

„Was stehe ich denn herum wie ein Klotz! Los, zu mir nach Hause, Schriftsteller! Steigen Sie, bitte, ein!“ Und er wies mit einer solchen Geste auf den zweiten Sattel seines Stahlrosses, als wolle er eine Dame zur Polka-Mazurka auffordern.

Das Häuschen des Vorsitzenden stand fast am Dorfende, im alten Teil des Dorfes. Natürlich hatte es auch ein Vorgärtchen und Kirschbäume vor den Fenstern. Motorrad und Brille ließ der Vorsitzende draußen, und wir traten in ein großes, ordentliches Zimmer.

Die spitzbübischen schwarzen Augen des Vorsitzenden fixierten mein Gesicht. Es waren lustige, strahlende und mir erstaunlich bekannte Augen. Aber wer ist es denn nun? Wie kann man bloß fragen? Da hat man sich nun wie dicke Freunde wiedergesehen, und plötzlich soll ich fragen ‚Wer bist du?‘ Geradezu lächerlich ... Er hat aber gesagt, ‚vor achtzehn Jahren‘ ...

Halt! Wie alt war er denn damals? Jetzt schätzt man ihn höchstens auf 35. Also war er damals ein Junge von sechzehn Jahren. Ein Junge! ...

„Wanka Barkow!“ schrie ich da wie toll, springe auf und rüttele ihn an den Schultern. „Warum hast du das nicht gleich gesagt?!“ Barkow riß erstaunt den Mund auf. Als er begriff, worum es sich drehte, lachte er schallend und knuffte mich in die Seite. „Jetzt erst haben Sie mich erkannt? Und ich Dummkopf schwatze herum!“

„Wie bist du denn auf die Idee gekommen, dir einen solchen Schnurrbart wachsen zu lassen? Da kann man dich ja kaum erkennen.“

„Wollte Feldherr werden“, schmunzelte Barkow, während er mich wieder auf den Stuhl drückte. „Sie kennen doch meine Knabenphantastereien ... Erinnern Sie sich, wie wir einander begegneten? Es war nachts im Walde. Geschützdonner. Und Sie platzten wie ein Bär in unseren Unterstand herein — ein Schriftsteller aus der Redaktion der Armeezeitung. Sie sagten: „Ich bin auf der Suche nach Helden!“ ...

Und da waren wir wieder in der Vergangenheit ...

Unter dem Donner und Bersten der Geschützkanonade war ich, schneller als mir lieb war, in den Unterstand Oberst Nagibins, des Kommandeurs einer Artillerieeinheit, gerutscht. Hier war es verhältnismäßig ruhig, nur die Erde zitterte und dröhnte dumpf. Ich blieb neben einem Soldaten, der als Posten des Kommandostandes Dienst tat, am Eingang stehen. Im Halbdunkel konnte ich nicht gleich alles überschauen. Auf dem Feldbett links an der Wand lag der Oberst. Er war ein Hüne von Gestalt, und eine graue Haarsträhne fiel ihm in die Stirn. Er lag auf dem Rücken, und auf seinen Knien war eine Karte ausgebreitet. Seine rechte Hand hing, den Bleistift in den Fingern verkrampft, auf den Erdboden herunter. An seinem Kopfende blakte eine aus einer leeren Geschützpatrone gefertigte Ölfunzel. Der Schlaf hatte ihn übermannt.



Daran war übrigens nichts Besonderes. Nach tagelangen Kämpfen ohne Schlaf und Pause konnten die Soldaten sogar im Stehen schlafen. Mich setzte etwas anderes in Erstaunen: In einem fernen Winkel des Unterstandes saß an einem selbstgezimmerten Tischchen ein schwarzäugiger Bursche mit rundem Gesicht; er mochte etwa sechzehn Jahre alt sein. Er trug einen nach seinem Maß geschnittenen Soldatenrock und preßte den Hörer des Feldtelefons an sein Ohr. Auf seiner Brust glänzte der Orden „Roter Stern". Auf dem Tisch lag eine Maschinenpistole vom Typ PPD, daneben vier Trommeln mit Patronen. Der junge Ordensträger tat drei Dinge zugleich: Mit durchdringender Stimme schrie er in die Sprechmuschel, knackte in den Pausen Walnüsse und sorglos wie ein Kind baumelte er mit seinen kleinen bestiefelten Beinen.

„Hallo, Kasbek! Kasbek! Hier ist Wolga! Hier Wolga!"

„Leise, Wanjok!" zischte ihn der Posten an. „Du weckst noch den Oberst!"

Der Junge lachte hell auf und zeigte seine blendend weißen Zähne.

„Er wird erst wach, wenn ich schweige ... Hallo Kasbek! Kasbek! Zum Teufel, ihr schlaft wohl? Hier Wolga, Wolga!" rief er, und seine Stimme überschlug sich.

Ich konnte mich nicht entschließen, den Oberst zu wecken und setzte mich zum Telefonisten. Das ist ein Held, über den man eine Skizze schreiben müßte für unsere Zeitung, dachte ich damals. In diesem Augenblick ertönte ein bedrohliches Heulen, und eine Riesenfaust schlug gegen den Wall, der den Unterstand schützte. Die Erde erbebte. Sand und Lehmklumpen fielen von der Decke auf unsere Köpfe herab. Vor Schreck gingen wir in Deckung.

Der Oberst hob den Kopf, „Was ist los?"

„Es muß ein Blindgänger raufgeknallt sein", versetzte der Junge und sprang auf. Zwei, drei Sekunden lang warteten wir auf die Explosion des Geschosses. „Uff, es ist anscheinend vorüber", entfuhr es dem Obersten. Der Junge faßte flink nach seiner Maschinenpistole.

„Gestatten Sie, nachzusehen, was draußen los ist?"

„Geh. Bleib mit einem Bein draußen, mit dem anderen hier!"

„Zu Befehl, mit einem Bein hierbleiben", und wie der Wirbelwind eilte der Junge aus dem Unterstand.

Der Oberst schickte ihm einen warmen Blick nach. „Ein tollkühner Junge! Solche Burschen habe ich bisher nur in Filmen gesehen. Erinnern Sie sich an die ‚Roten Teufelchen'?" (Wie sollte ich die nicht kennen; hatte doch ich das Drehbuch dazu geschrieben!) „Sehen Sie, unser Wanja ist auch so ein Teufel: Er ist Telefonist, Kundschafter, Schütze und Artillerist. Er schießt wie ein Scharfschütze und ist vor allem tapfer und wild wie ein Tiger. Die Faschisten haben seine Mutter umgebracht und sein Heimatdorf niedergebrannt. Jetzt schießt er jede Kugel und jede Granate ‚für die Mutter', ‚für die Heimat'. Er gilt als Komsomolze. Wenn man bedenkt, daß dieser halbwüchsige Bursche schon 26 Hitlerfaschisten erschossen hat! Für seine Heldentaten wurde ihm der Suworow-Orden verliehen, aber wir gaben ihm den ‚Roten Stern'. Wir hatten Angst, daß er zu früh ruhmsüchtig und überheblich werden könnte ..." Lärmend kam Wanja in den Unterstand geflitzt. „Der Blindgänger ist niedergegangen, Genosse Oberst. Ein Riesending! Der ganze Schutzwall des Unterstandes ist zusammengedrückt, das Ding ist aber nicht explodiert!" meldete der Junge. „Das war Ihr Glück, Schriftsteller", bemerkte der Oberst. „Sonst wären wir zusammen ins Massengrab gekommen."

„Ich habe ihn weiter nach hinten bringen lassen zum Entschärfen", sagte Wanja. Der Oberst blinzelte mir bedeutungsvoll zu, als wolle er sagen: „Haben Sie diesen Kommandeur gehört?"

Diese erste Begegnung mit Wanja Barkow blieb für immer in mein Gedächtnis eingeprägt, wie ein lebendes Bild, wie Ausschnitte aus einem Farbfilm.

Und nun sehe ich Wanja, den Kolchosvorsitzenden, mit besonderem Interesse an, in Erwartung eines ungewöhnlichen Ereignisses. Ich erinnerte mich, daß der Junge an der Front ein Tagebuch zustande gebracht hatte. Das war ein Schulheft mit der bemerkenswerten Aufschrift: „Rechenschaftslegung über meine Arbeit." Der Junge bezeichnete seine Heldentaten als „Arbeit". Das Tagebuch überraschte durch seine kindliche Unbefangenheit, Wahrhaftigkeit und Knappheit. Die Eintragungen waren sehr kurz gehalten, geradezu im Telegrammstil. Sie waren damals der Anlaß zu meinem Zeitungsartikel gewesen ...

„Das Tagebuch habe ich noch!" brüstete sich Barkow, und er holte ein abgegriffenes Heft aus dem Tischkasten. Das Tagebuch! Ich stürzte mich gleich darauf. Es war das gleiche Heft, das ich damals im Unterstand im flackernden Schein der Funzel aus einer Patronenhülse gelesen hatte. „Lies vor, Wanja", bat ich und schlug das Heft auf. Barkows Augen begannen zu glänzen. „Zu Befehl!" sagte er mit sichtlicher Befriedigung. „Hier eine Eintragung vom 1. Januar 1942:

‚Es ist Januar. Ein toller Frost! Wir kämpfen um die Höhe X. Wir nehmen sie mit einem Sprung. Man läßt mich nicht nach vorn. Aber trotzdem habe ich einen Faschisten getötet. Das ist meine Vergeltung für Mutter.'



Illustrationen: Würfel

Barkow seufzte und blätterte weiter. „Hier ist die längste Eintragung. Soll ich sie vorlesen?" – „Lies, lies es, bitte!"...

‚27. 1. Ich bin allein in die vorderste Linie gegangen. Ich kroch die Büsche an der Straße entlang. Etwa 300 Meter vor dem Gefechtsvorposten bog ich in den Wald ein. Da kommt ein Spähtrupp. Ich zähle, es sind acht Mann. Ich nahm Deckung in einer Grube hinter einem Strauch, baute einen Schneehügel und einen Sehschlitz für die MPi. Ich hatte zwei Trommeln mit Patronen bei mir. Das genügte. Ich legte an; ich mußte genau zielen. Ich gab Dauerfeuer, dann noch mal. Fünf traf ich. Vier Soldaten und einen Offizier. Ich nahm ihre Waffen und Papiere und brachte alles dem Oberst. Das war auch für Mutter! Die übrigen flohen.' Die Stimme Barkows bebte. Er hielt inne. „Erinnern Sie sich, daß in Ihrer Zeitung am nächsten Tag ein Artikel darüber erschien?"

„Natürlich erinnere ich mich; hab es doch selbst geschrieben."

„Ich muß Ihnen sagen, daß mir diese Mitteilung damals nicht gefallen hat. Darüber habe ich im Tagebuch diese Eintragung: ‚30. 1. Ich habe eine Zeitung gekriegt, in der über meine Arbeit vom 27. berichtet wird. Aber es war übertrieben. Statt fünf von mir getöteten Deutschen schreibt man von sieben. Das ist gar nicht schön.' Merken Sie die Kritik, Schriftsteller?"

„Ich höre Sie", bemerkte ich etwas ärgerlich. „Mach weiter!"

„Ich lese weiter." Barkow schmunzelte. Und er las mir noch zwei, drei Notizen vor.

Die Lektüre des Tagebuches hatte uns beide erregt. Ich legte die Hand auf das Heft und sagte:

„Genug, Wanjok!"

In diesem großen bärtigen Mann erkannte ich den Jungen, der sich noch immer nach seiner Mutter sehnte ...

Nach einer Pause bat ich den schweigsam gewordenen Vorsitzenden: „Und jetzt sag mal, Freundchen, wie das kam? Wolltest Oberst werden und bist in der Kollektivwirtschaft ‚Tod dem Faschismus' gelandet. Hat dir der Name gefallen?"...

Barkow zuckte mit den Schultern: „Das ist sehr einfach: Demobilisierung aus Anlaß der Reduzierung der Streitkräfte im vorigen Jahr. Unsere ganze Einheit wurde aufgelöst – vom Soldaten bis zum General. Wir haben die Waffen abgelegt, haben



Während der Spartakiade 1958 wurden viele persönliche Freundschaften auch zwischen Angehörigen der NVA und der Mongolischen Volksarmee geschlossen. Foto: Gebauer

Der Sturm auf Kjachta

Vor 40 Jahren, am 18. März 1921 errang die erst wenige Wochen vorher gebildete Mongolische Volksarmee mit der Eroberung von Kjachta ihren ersten großen Sieg im Kampf gegen chinesische Militaristen und die weißgardistischen Banden des Barons Unger, die im Bündnis mit einheimischen Feudalherren das mongolische Volk grausam unterdrückten. Alljährlich wird seitdem im Gedenken an den Sieg von Kjachta der 18. März in der Mongolischen Volksrepublik als der Tag der Volksarmee gefeiert.

Den Kampf um diese Stadt schilderte Marschall Tschoibalsan wie folgt:

Der entscheidende Tag rückte heran. Es war kalt, und es schneite. Nachdem ein Spähtrupp vorausgeschickt worden war, setzte sich die Volksarmee gegen zehn Uhr abends von Altan aus in Richtung Kjachta in Bewegung. Beim Vormarsch wurde absolute Stille gewahrt; es war kategorisch verboten zu rauchen, ein Streichholz anzuzünden oder zu sprechen. Gegen Morgen hörte es auf zu schneien. Im Vordergrund sah man Kjachta liegen.

Der Oberbefehlshaber Suche-Bator gab allen Einheiten der Armee den Befehl, die Stellungen entsprechend dem entworfenen Plan zu beziehen. Die Hauptkräfte der Volksarmee gingen bis Schire-Burchan vor. Vor ihnen tauchten chinesische Posten auf. Auf das Kommando Suche-Bators eröffnete die vorderste Abteilung das Feuer. Zwei Komings*) wurden getötet, die übrigen verließen ihre Posten und flüchteten nach Kjachta. Die Kunde vom Heranrücken der Einheiten der Volksarmee rief unter den Soldaten der chinesischen Militaristen eine Panik hervor.

Vom Berg aus sah man, wie die erschrockenen Komings aus der Stadt flüchteten. Die Offiziere ließen ihre Truppe im Stich und flüchteten in Autos in Richtung der russischen Grenze . . .

Aber bald schwand die erste Verwirrung im Lager des Feindes, die durch den plötzlichen Überfall der Volksarmee entstanden war. Die zu sich gekommenen Komings eröffneten ein Schnellfeuer und überschütteten die Soldaten der Volksarmee mit einem Kugelregen. Furchtlos nahmen die Soldaten den Kampf gegen die zehntausend Mann starke Armee der chinesischen Militaristen auf. Nachdem sie den Gebirgsgrat überschritten hatten, stiegen die Soldaten zum Ufer der Basatu hinab, die sich zwischen den Bergen und der Stadt hinzieht. Der linke Flügel griff vom Nordwesten her an. Die vorderste Abteilung der Armee wandte sich dem Zentrum der Stadt zu. Der rechte Flügel griff vom Süden her an. Die aus den Stadttoren vorstoßenden Komings bildeten einen Ring um die Stadt. Es entbrannte ein harter Kampf. Unerwartet tauchte die chinesische Reiterei auf.

Es geschah, was Suche-Bator befürchtet hatte: Der Gegner unternahm einen Vorstoß gegen den rechten Flügel der Volksarmee. Die im Hinterhalt liegenden vierzig Soldaten waren nicht imstande, den um ein Mehrfaches überlegenen Kräften des Gegners den Weg abzuschneiden.

Die Munition ging zu Ende. Dieses Mal trat die Volksarmee den Rückzug an, ohne die Stadt genommen zu haben.

Aber nach einer Stunde, nachdem die Soldaten den Patronenvorrat ergänzt hatten, unternahmen sie einen neuen Angriff. Die Komings konnten dem Vorstoß der Soldaten der Volksarmee keinen Widerstand leisten. Gleich einem schwarzen Strom hasteten sie aus der Stadt, verfolgt von Geschossen und Kugeln. Hunderte tapferer Kämpfer der Volksarmee vollbrachten in diesem Kampf Wunder an Heldenmut.

Am 18. März 1921 um Mitternacht besetzte die Volksarmee Kjachta.

(Aus „Kurzer Abriß der Geschichte der mongolischen Volksrevolution", Dietz Verlag 1954)

*) Bezeichnung für die chinesischen Besatzungstruppen in der Mongolei (verkürzt aus: Kuomintang). Die Redaktion

---

Abschied genommen von der Regimentsfahne, und dann ging es ‚Marsch, marsch!' an neue Fronten!"

„So einfach ist das? Schmerzlos und ohne Bedauern?"

Ein leichter Schatten flog über sein Gesicht. „Ich will offen sein, lieber Genosse Schriftsteller. Ich habe es sogar sehr bedauert. Ich habe die Armee verlassen, als sei sie mein Vaterhaus, und als ich vor der Fahne niederkniete, mußte ich — bei Gott! — fast schluchzen. Lebt wohl, ihr Träume . . ."

„Ich glaube dir; ich erinnere mich, daß du in jenen Jahren mindestens ein sowjetischer Suworow werden wolltest."

„Und bin Oberst a. D. geworden!" Barkow sprang auf, riß die Hacken zusammen und salutierte stramm.

Ich sah ihn an und dachte: Man muß schon ein guter Kommunist sein, wenn man sich so schnell von der gewohnten und vertrauten Tätigkeit trennt und eine andere Aufgabe genauso tatkräftig anpackt.

„Was sehen Sie mich denn so an, Schriftsteller? Meinen Sie, ich schaue noch zurück? Nein! Ich habe mich bereits völlig eingelebt und bin glücklich. Wenn die Partei meint, daß ich jetzt das Gewehr mit dem Pflug vertauschen soll, daß meine Front der Siebenjahrplan ist, dann krempele ich meine Ärmel auf, und es geht wieder in den Kampf: ‚Für die Kommune!', wie die Bauern und Arbeiter im Bürgerkrieg zu sagen pflegten. Mein alter Vater verstand das sehr gut. Als ich nach der Demobilisierung zu ihm kam, sagte er: ‚Nur Mut, mein Sohn, ein guter Soldat ist auch im Frieden ein Kämpfer!'"

„Dein Vater ist ein feiner Kerl, treffender kann man das nicht sagen!" rief ich begeistert aus. „Aber ich möchte trotzdem wissen, wie du dich wirklich umgestellt hast, wie und wo du deine ‚Schlacht um den Siebenjahrplan' schlägst . . ."

Barkow faßte mich unter, und wir traten vor das Haus. Ich stieg auf den Sozius. Nach etwa zehn Minuten standen wir bereits weit hinterm Dorf auf einer Anhöhe. Oberst Barkow wies in die Steppe.

„Sieh, Schriftsteller, das sind sie — meine Regimenter!". . .

Ich hatte noch nie dergleichen gesehen . . . Riesenfelder ohne Raine und Furchen! Getreide und wieder Getreide bis an den Horizont, wo die Sonne eben untergegangen war. Und der Wind und die Wogen des Weizens strebten auch zum Horizont. Weite und Erhabenheit — wie das Meer.

Wie kann der Mensch diese Flut des Überflusses bewältigen? Alles muß gemäht, gedroschen und durchgesiebt werden — goldene Berge von Körnern sind aufzuhäufen! Dazu braucht man Titanen, wundertätige Recken . . . Und da sah ich sie: In schrägen Reihen rollten die Kombines heran.

„Das ist ja wie im Märchen, lieber Wanja!" brach es aus mir hervor.

„Ja, das ist es, das Schlachtfeld des Siebenjahrplanes", sagte Barkow. „Das sind meine ruhmreichen Regimenter: Kombines, Brigadiere, Ingenieure und Techniker, Kolchosbauern und Arbeiter. Freund Schriftsteller, wie Sie sehen, hat sich mein Traum erfüllt — ich bin Feldherr! Meine Armee schlägt die Schlacht um Leben und Freude, um Frieden und Glück der ganzen Menschheit!"

Sein rundes Gesicht brannte, sein gewaltiger Schnurrbart zitterte, in seinen Augen strahlte aufrichtige Freude.

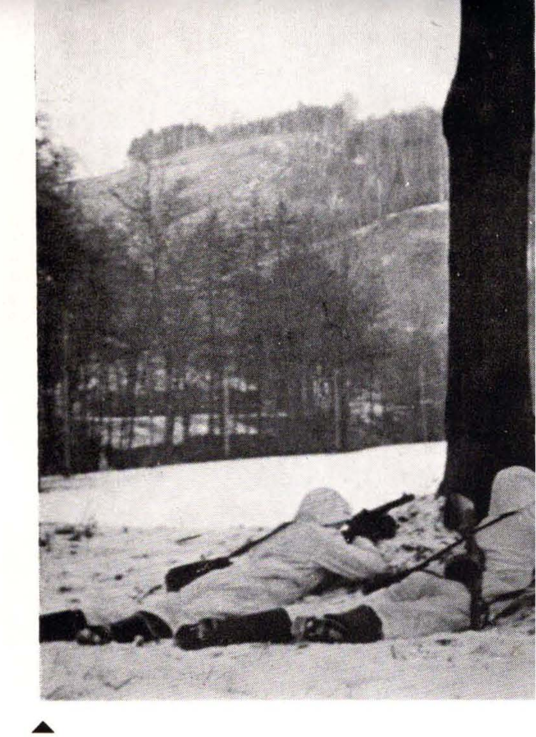
Und zum Schluß zog der ehemalige Oberst die Brauen zusammen und bemerkte:

„Aber ich denke immer daran, Schriftsteller, daß der Feind noch lebt und meinem Felde grollt. Und glauben Sie mir: Ich bin jederzeit bereit, den Pflug wieder zu vertauschen — mit einer Rakete!"

(Gering gekürzt. Aus der Literaturbeilage der „Prawda" vom Oktober 1960)



Hauptmann Gebauer (Bild) und Hauptmann Haubert (Text) begleiteten die Aufklärungsgruppe Weber bei einem kühnen Stoßtruppunternehmen im Mittelgebirge



▲ Wenn doch der Wald schon erreicht wäre. Aufmerksam nehmen die Soldaten des Stoßtrupps den Geländeabschnitt in der Flanke des gegnerischen Stützpunktes in Augenschein, bevor sie sich über die verwehte Schneefläche zum Waldrand am Fuße der Höhe 711 vorarbeiten.

◀ Während sich die Linke an den Fels krallt, suchen die Füße einen festen Halt. Jetzt das Seil wieder langsam nachlassen. Bergsteigerromantik? Nein. Der Auftrag des Aufklärers, Auge und Ohr des Kommandeurs zu sein, läßt keinen Raum für romantische Schwärmereien.



Im Zickzack-Kurs geht es bergauf. Bis zum gegnerischen Stützpunkt sind noch drei Kilometer zurückzulegen. Der erste Teil der Strecke führt durch eigenes Gebiet und wird im Skimarsch bewältigt. Auch auf den schmalen Brettern müssen die Aufklärer „zu Hause" sein.

Höhe 711 feindfrei

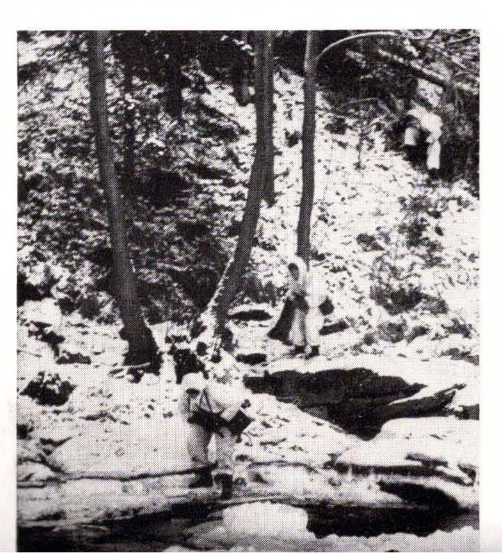


Von Deckung zu Deckung gleitend, bewegen sich die Aufklärer auf dem Bergrücken zum Rande des Hochwaldes vor. Hier bietet ein langgestreckter Schneewall die Möglichkeit, das ganze Gelände einzusehen. Dem Bergrücken gegenüber liegt die Höhe 711, das Ziel des Stoßtruppunternehmens. Jenseits des Tals, auf einem vorspringenden Fels der Höhe, bemerken sie ein mattes metallisches Aufblinken. Ein Blick auf die Karte bestätigt ihre Annahme. Dort ist der Stützpunkt der Nachhut des „Gegners". Mit seinen Feuermitteln beherrscht er die überaus wichtige Vormarschstraße im Tal. Jede Stunde ist kostbar. Dem zurückweichenden „Gegner" darf keine Zeit gelassen werden, sich erneut festzusetzen. Doch die Artillerie ist noch nicht nachgeführt. (Diese Lage bewog den Kommandeur zu dem Entschluß, noch am Tage den Stoßtrupp mit dem Auftrag auszusenden, den Stützpunkt zu vernichten.) Die weißen Tarnanzüge der Aufklärer sind mit dem Schneewall verschmolzen. Sie sehen viel, ohne selbst gesehen zu werden. Jeden markanten Geländepunkt, jede Bodenwelle – alles, was für das weitere Vorgehen von Wichtigkeit sein könnte, prägen sie sich ein. Dann beginnt der Abstieg ins Tal, durch das der Weg zur Höhe 711 führt. Auch ohne Worte wissen die Soldaten, welche Schwierigkeiten ihnen jetzt bevorstehen. Eine steile Felswand. Schon schwebt der erste am Seil Meter um Meter in die Tiefe. Die anderen sichern. Gedeckt durch einen Windbruch gelangen sie zur Talsohle. Plötzlich eine unvorhergesehene Situation. Die Uferböschung des vereisten Gebirgsbaches ist nicht hoch genug, um in ihrem Schutz gebückt vorgehen zu können. Also noch tiefer und über die bedrohlich knisternde Eisfläche gleitend weiter vorwärts. Jetzt noch der Wassergraben. Auch hier hilft nur das Seil. Der Aufstieg zur Höhe 711 wird zur härtesten Kraft- und Nervenprobe. Nur jetzt nicht versagen. Ein knackender Ast, ein Fehltritt am Steilhang, und der Stoßtrupp ist entdeckt. Immer auf einen Hinterhalt gefaßt, arbeiten sich die Aufklärer Meter um Meter empor. Sie sind in der Nähe des Stützpunktes. Da ist der Trampelpfad, der zum Bunker führt. Ein Wink des Gruppenführers. Die Genossen des Sicherungstrupps haben verstanden. Hier ist ihr Platz. Sie sollen die Genossen des Überfalltrupps vor unliebsamen Überraschungen schützen. Geballte Ladung fertigmachen! Die letzten Meter. Höchste Konzentration. Der Bunker ist in Wurfnähe. Jetzt! Eine Detonation erschüttert den Fels. Der gut ausgebaute Stützpunkt des „Gegners" existiert nicht mehr. Die Höhe 711 ist feindfrei.

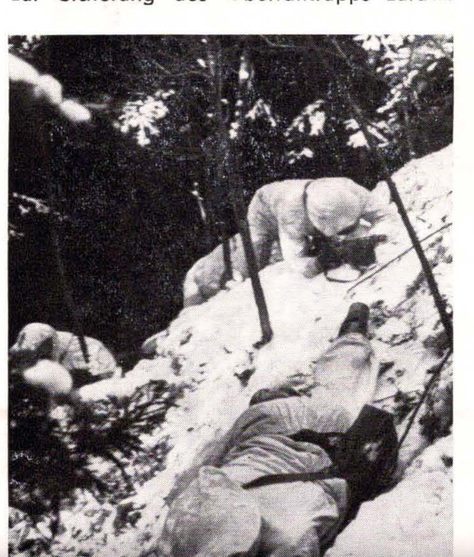


Nach dem Gebirgsbach nun noch der Wassergraben. Auch er ist nicht völlig zugefroren. Auf Umwegen gelangt einer der Aufklärer zum anderen Ufer. Ein Seil fliegt hinüber. Das Übersetzen beginnt.

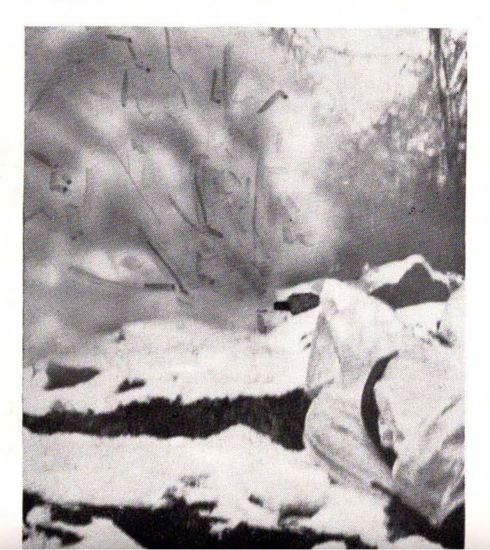
Der Abstieg durch den Windbruch und das Balancieren über die vereisten Steine des Gebirgsbaches sind kein Spaziergang. Aber für einen Aufklärer ist nicht der kürzeste Weg der beste, sondern der, auf dem er sich unbemerkt dem Ziel nähern kann.



Der Aufstieg zur Höhe 711 fordert von den Genossen letzten Einsatz. Trotz der großen Kälte rinnt der Schweiß in Strömen. Aber der Stützpunkt ist nun bald erreicht. Die Soldaten Rohrbach und Pöthke bleiben hier zur Sicherung des Überfalltrupps zurück.



Unteroffizier Weber hat sich mit den Soldaten Brinkmann und Tautenhahn seitlich des Bunkers auf Wurfnähe herangearbeitet. Die geballte Ladung liegt bereit. Abziehen... Wurf. Die Detonation kündet dem Truppenteil: Die Marschstraße ist frei.





Da kam ein Brief



FOTOS: ERNST GEBAUER

Es gibt immense Möglichkeiten,
den Pfad zu Frauen zu beschreiten...
Hier sucht so 'n kleiner Herzensbändler
beim Einzelhändler
nach solchen Glücksgelegenheiten.

Er kaufte (und man kann's begreifen)
schon über 'n Dutzend Tabakspfeifen,
um jetzt mit zwei Theaterkarten
zu starten...

...doch Monika geht nicht drauf ein
und sagt nur nein,
denn ihr geliebter Jochen ist
Volksarmist,
und dem mag sie nicht untreu sein.

Des Abends beim Nachhausegehn,
da sieht sie die Soldaten stehn
und denkt an ihn... Der mit den Karten
kann warten
und sich das Stück allein besehn.

In ihrer Wohnung wartet da
ein Brief: Geliebte Monika...
Er käm' am Wochenende
und sende
ihr hunderttausend Küsse,
womit er schließen müsse.









Frühmorgens kämmt sie immerzu
für's abendliche Rendezvous . . .
Ein Pferdeschwänzchen? – Offen? – Dutt?
Der Jochen lachte sich kaputt,
wenn er sie in der Nähe
so vor dem Spiegel sähe.

Zur Mittagspause noch mal so
ein kleiner Blick in die HO . . .
Ein neuer Pulli? Geht nicht . . .
(Drum glaubt sie auch, der steht nicht!)
. . . doch sehnt sie sich ganz offen
nach so gebog'nen Stoffen . . .
Ob Jochen ihr den irgendwann
vor Ultimo noch kaufen kann?

Zwei Stunden vor dem Ladenschluß
bedankt sie sich mit einem Kuß,
dieweil der Chef sie geh'n ließ
und nicht bis sieben steh'n ließ.

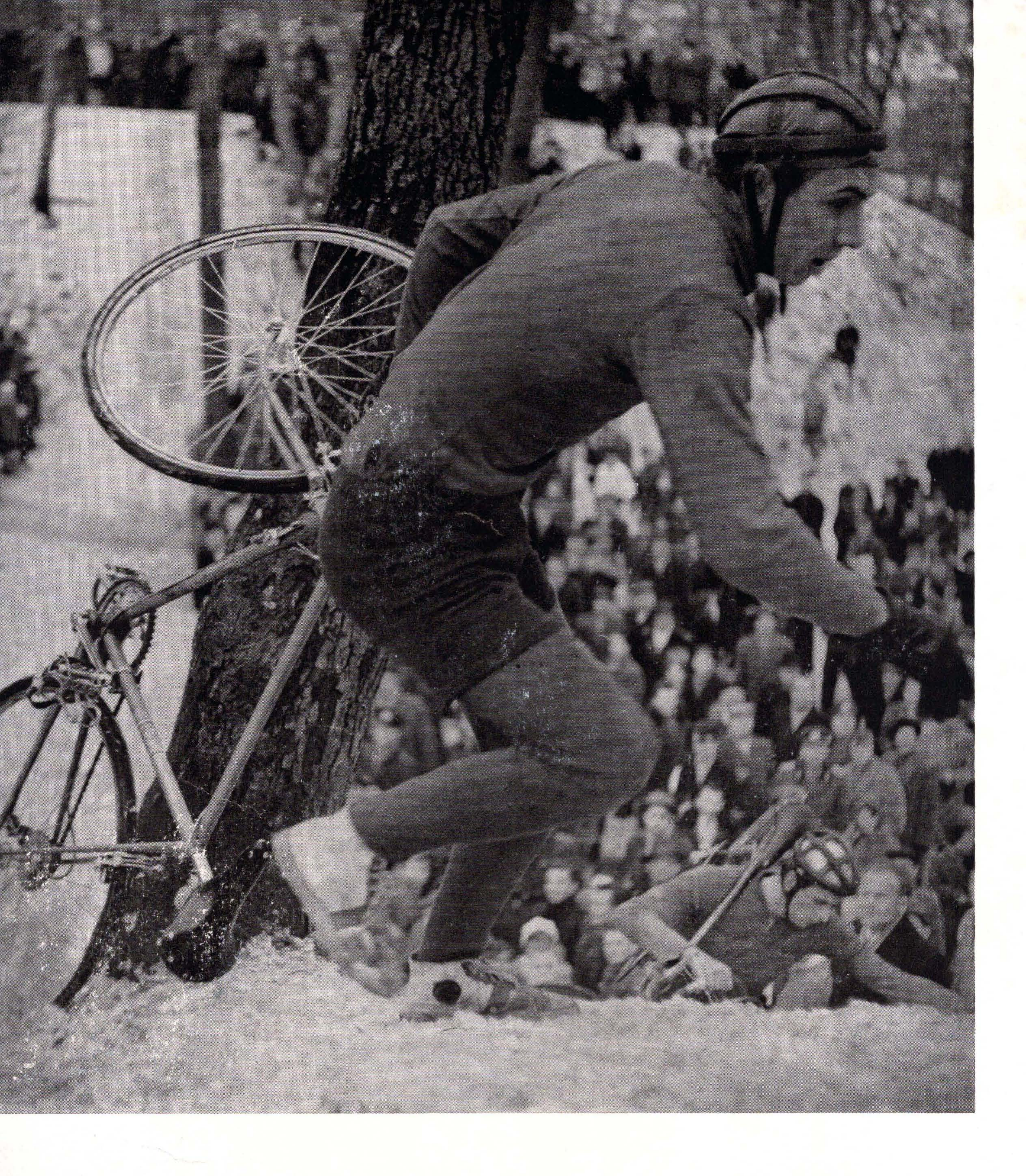




Dann war's so weit.
Der Zug fuhr ein . .
Bald standen beide ganz a[illegible]
die andern hatten we[illegible]

Die Zeit war schnell vergangen . . .
und Jochen trug die Lippenschrift
von Monis rotem Lippenstift
auf Nase, Mund und Wangen.

Was weiterhin dann noch gewesen,
das knipste ja wohl offenbar
der Ernst nicht mehr, weil's dunkel war . . .
drum braucht ihr's auch nicht lesen.



Querfeldein

Ein Bildbericht
von Ernst Gebauer (Bild) und
Karl Heinz Freitag (Text)

Querfeldein – das sind keuchende Lungen, hämmernde Herzen, zum Zerreißen gespannte Nerven, hochrote und vor Anstrengung verzerrte Gesichter, Oberkörper, die sich tief über den Lenker beugen, schwielige Hände, schmerzende Muskeln, zerschundene Knie, Augen, die keinen Blick für den Zuschauer am Rande der Strecke haben, Beine, die im fortwährenden Wechsel das Pedal treten und nicht endenwollende Steigungen hinanhasten. Sport der Harten, Wettkampf der Härtesten unter den Radsportlern. Während sich die einen noch auf die vor ihnen liegenden Straßenrennen des Sommers vorbereiten und die anderen mit surrenden Rädern über die Holzpisten der Winterbahnen jagen, quälen sich die Cross-Fahrer über vereiste Hügel, durch tief verschneite Wälder, über das ganze winterliche Stock und Stein. Fünf-, sechsmal über einen Kurs, bis die zwanzig oder fünfundzwanzig Kilometer des Rennens hinter ihnen liegen. Querfeldein ist eine strapaziöse, dennoch aber eine schöne und – junge Sportart. Zu keinem anderen Radsportwettbewerb läßt sich ein Vergleich finden, weil sie eine sonst nicht übliche Kombination zwischen Fahren und Laufen, Laufen und Fahren ist. Solche Rennen mit Straßenfahrern zu beschicken, kann nur ein Provisorium sein. Spezialisten müssen her! – Das ist der Ruf, der schon lange von den Fachleuten ausgeht. Erstmals hat in unserer Republik der ASK Vorwärts Leipzig diesen Weg beschritten. Daß er von Erfolg gekrönt war, zeigte die 1. SKDA-Meisterschaft im Querfeldein. Keine andere der fünf beteiligten Armeen hat sich bisher für die Spezialisierung entscheiden können. Der unumstrittene Sieg des Stabsgefreiten Günter Hoffmann aus Leipzig sowie der DDR-Mannschaft (Hoffmann, Stamm, Scharf) spricht jedoch für diese Notwendigkeit. Querfeldein – dramatisch bis zum äußersten, hart, Mut und Ausdauer stählend, so recht für den Soldaten geschaffen. Und für den Massensport. Freiwillige vor! Es können nicht genug sein.

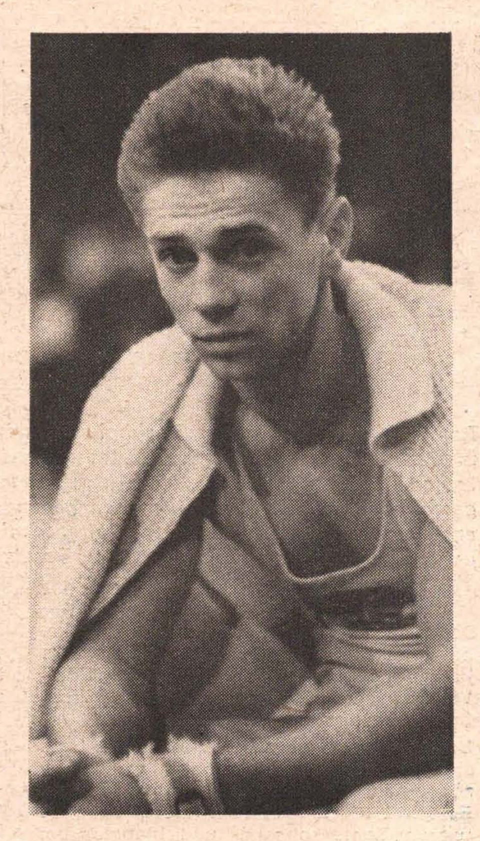








SELBST eingeladen bei:



„In der Schule hatt' ich immer eine Eins, drum sing ich eins, drum sing ich eins ..." — Kennen Sie ihn noch, diesen rhythmischen Schlager, der so flott in die Beine ging und den wir vor ein paar Jahren laut oder leise, je nach Temperament, vor uns hinsummten, auch wenn wir von unserem Klassenlehrer nie mit jener sagenhaften Note bedacht worden waren? Neulich kam er mir wieder in den Sinn, und die Melodie verfolgte mich den ganzen Nachmittag. Ich kam aus Potsdam und hatte gerade ein Gespräch mit Werner Dölling hinter mir, mit dem sympathischen Feldwebel vom ASK Vorwärts Berlin, der — ja, Sie sind auf der richtigen Spur! — der, der bei den SKDA-Meisterschaften im Turnen am Seitpferd die goldene und im Kürsechskampf die bronzene Medaille erkämpft hat. Na, und wie das so ist, wir kamen vom Hundertsten ins Tausendste: Sport, Dienst, Zukunftspläne, Training, Steckenpferd, FDJ-Arbeit, Freizeit ...

Freizeit?

Richtig, das war das Stichwort. Er erzählte mir, daß er später mal Diplomsportlehrer werden möchte und sich dazu an der Abendoberschule auf die mittlere Reife vorbereitet. „Dreimal in der Woche jeweils fünf Stunden", sprudelte er los. „Das kostet schon einige Energie, wenn man sein Tagestraining hinter sich hat. Am liebsten würde man ja ins Bett steigen oder sich am Bildschirm was vorflimmern lassen — aber wenn man weiterkommen will, dann muß man eben auch manche Stunde in der Freizeit opfern!"

Dann kam meine Frage nach dem Lieblingsfach — und die Antwort wie aus der Pistole geschossen: „Mathematik, immer eine Eins!"

Sehen Sie, das hat mich drauf gebracht: „In der Schule hatt' ich immer eine Eins, drum ..."

Um bei dem Thema zu bleiben: Fleiß, Ausdauer, Lernfreudigkeit — das sind drei Dinge, die den 20jährigen Werkzeugmacher aus Klingenthal vor allem auszeichnen. Obwohl er, wie mir Oberleutnant Wolfgang Gipser erzählte, ein echtes Naturtalent ist, dem allerseits noch eine ganz große Zukunft prophezeit wird, ist er keine Spur überheblich, sondern fleißig wie zuvor. Vor allem jetzt, wo es um die Einstudierung des Weltmeisterschafts-Programms 1962 und die Vorbereitung auf die II. Sommerspartakiade der befreundeten Armeen, ebenfalls im kommenden Jahr, geht.

Sein Aufstieg war nahezu kometenhaft: Im Oktober 1958, als er sich zur Nationalen Volksarmee meldete, noch an sechsundzwanzigster Stelle der Jugendbestenliste, arbeitete er sich unter Leitung seines Trainers Rolf Bauch in einem Jahr bis zum ersten Platz der Leistungsklasse I vor. Und bereits ein weiteres Jahr danach kam für ihn schon der „Haupttreffer", der sensationelle Erfolg bei den SKDA-Meisterschaften in Senftenberg.

Zum ersten Mal traf er, der in der Schule sogar mal vom Turnen befreit werden mußte, auf die internationalen Asse, die er bislang nur vom Hörensagen kannte: Nikolai Miligulo, sowjetischer Allunionsmeister am Barren, der in Rom auf den 13. Platz gekommen war; Waleri Kerdemelidi, Zweiter der sowjetischen Titelkämpfe, der in den Thermen des Caracalla den 17. Rang erreicht hatte; Ferdinand Danis, der tschechoslowakische Hauptmann, dem im olympischen Feuer die Besetzung des 15. Platzes gelungen war; Leutnant Csanyi aus Ungarn, Oberleutnant Bim aus der CSSR, Unterleutnant Lipatow aus der Sowjetunion ...

Namen, die einem jungen, international vollkommen unerfahrenen Turner wie Werner Dölling unsagbaren Respekt einflößen mußten, wenn nicht gar nervös, bestürzt, konfus, ängstlich machen mußten.

Nichts von alledem bei dem Blondschopf aus dem Heimatort von Harry Glaß.

Wie ein Toter schlief er in der Nacht vor dem entscheidenden Wettkampf, derweil sich seine Zimmergenossen unruhig von einer Seite auf die andere warfen. Wie ein „Alter" absolvierte er anderen Tags seine Übungen an den Geräten, derweil viele der wirklich „Alten" von einer wahnsinnigen Nervosität geplagt wurden. „Und dabei", so weiß er zu berichten, „hatte ich mir kurz vorher noch die Ferse geprellt, so daß ich kaum laufen konnte. Beim Einturnen zur Bodenkür versuchte ich zu springen, ließ es aber schnell wieder sein, weil es verdammt wehtat. Ich konzentrierte mich ganz auf den Wettkampf, biß die Zähne zusammen — und siehe da, wenn auch mit Schmerzen: Es ging!"

Wirklich, er scheint Nerven wie Stahl zu haben, der Werner! Alle sagen es von ihm, seine Trainer, seine Mannschaftskameraden, seine Gegner im Wettkampf — und er selbst, wenn er solche Namen wie Kerdemelidi, mit dem er sich kurioserweise in Senftenberg gleich zweimal den Platz teilen mußte, gelassen ausspricht, als rede er von einem x-beliebigen Bekannten, mit dem man hier und da mal Gedanken über das Wetter austauscht.

Dabei hat er durchaus Respekt vor ihnen, vor ihren menschlichen Qualitäten, vor ihren Leistungen, vor ihren hart erkämpften Titeln, Medaillen und was es sonst noch an sportlichen Auszeichnungen gibt. Und immer ist er begierig, von ihnen zu lernen, mit den Augen zu stehlen, mit ihnen Erfahrungen auszutauschen. Jedoch ist dieser Respekt nicht mit einem Ängstlichsein verbunden, wenn es in den Wettkampf Mann gegen Mann geht. Da kennt er keinen, da kämpft er — nervenstark, mit gebündelter Konzentration, sich voll in der Gewalt habend.

Vor gut zwei Jahren kam er aus Klingenthal zum ASK Vorwärts Berlin, erzogen und entwickelt von dem 68jährigen Turnveteranen Erdmann Röder. Heute ist er, von seinen Vorgesetzten als diszipliniert eingeschätzt und für gute Schießergebnisse in der militärischen Ausbildung schon mehrmals mit Sonderurlaub bedacht, einer der fähigsten und talentiertesten Turner unserer Republik. Nach seinen Erfolgen in Senftenberg waren die Klingenthaler außer sich vor Freude: „Endlich auch mal ein großer Treffer außerhalb des Skisports!" Zukunftsprognosen zu stellen, kann manchmal ins Auge gehen. Aber warum sollte nicht Werner Dölling seinen Heimatort einst so berühmt in der Turnwelt machen, wie es Harry Glaß in der Welt des Skispringens getan hat?

FREG

Der neue Kommandant

Auszug aus dem Roman „Havarie" von Johann Wesolek

Leutnant zur See Werner Buchholz hat sein Produktionsjahr in der Schiffswerft des Standortes abgeleistet. Die Jugendbrigade, in der er viele Monate gearbeitet hatte, war später geschlossen zu den Seestreitkräften gegangen. Die Genossen erhielten (ein Experiment der Flottenschule) eine Komplexausbildung, die sie befähigte, die Besatzung eines Räumbootes zu werden. Nun freuten sie sich auf ihren Einsatz an Bord. Aber sie werden zur Baubelehrung in die Werft kommandiert, damit sie beim Aufbau eines in Verzug geratenen Objektes der Seestreitkräfte, die „Zwo-Zehn", mitarbeiten. Sie fühlen sich wieder als Schiffsbaubrigade. Da wird ihnen der neue Kommandant der „Zwo-Zehn" vorgestellt.

Der Kaderleiter, Korvettenkapitän Duppke, hatte es sich zur Pflicht gemacht, die jungen Offiziere, wenn sie ein Boot des Verbandes zu übernehmen hatten, ihren Besatzungen persönlich vorzustellen.

Diesen schönen Brauch behielt er bei, trotz aller eigenen Zeitnot, trotz mancher spitzen Anzüglichkeiten seines Vorgesetzten. Es genügte ihm einfach nicht, daß die jungen Leute so sang- und klanglos bei ihren Einheiten einstiegen. Die Ernennung zum Kommandeur eines Gefechtsabschnittes an Bord oder zum Wachoffizier war schon eine große Sache – und nun gar die Ernennung zum Kommandanten! Die „Papierkommandierungen", wie sie hier in Mode gekommen waren, hielt er für absolut würdelos, für unvereinbar mit der großen erzieherischen Bedeutung einer solchen Ernennung.

Was das auch jedesmal für einen Eindruck machte, wenn so ein ganz blutfrischer Offizier vor eine eingefuchste Mannschaft hintrat, um mit entsprechender Beklemmung darzutun, daß er von jetzt ab ihr Kommandeur sei. Es konnte selbst einen erfahrenen Offizier verlegen machen, wenn da so zwanzig oder mehr kritische Augenpaare die äußere Form und deren Inhalt abschätzten. Man mußte schon sehr selbstbewußt sein. Die Jungens sahen alles, auch den kleinsten Lapsus und jede Spur Unsicherheit.

Mit dem Leutnant Buchholz war das nun freilich eine andere Sache. Vermutlich war der durch das Produktionsjahr schon versippt und verschwägert mit seiner künftigen Besatzung. Hier mußten wohl ein paar Worte in dieser ganz speziellen Richtung gesagt werden. Kumpeleien stärkten die Autorität in keinem Falle, und die Disziplin mit Augenzwinkern schon erst recht nicht. „Also", wandte er sich freundlich an Leutnant Buchholz, „dann wollen wir uns Ihre Freibeuter mal kommen lassen!"

Als erster trat Peter Schirmer in das mehrfenstrige Zimmer mit den hellen, breitmaschigen Stores, dem mächtigen Konferenztisch und den vielen hochlehnigen Stühlen. Neugierig blickte er sich um. So viele Jahre war er bei der Werft, doch bis hierher, in die Nähe der Bauaufsicht, war er niemals vorgedrungen.

Er stand noch in der Tür, als, für ihn völlig unerwartet, Werner Buchholz auf ihn zukam. In freudiger Aufwallung, obschon leicht verwundert (was tat der Werner denn noch hier?), wollte Schirmer seinen ehemaligen Stift begrüßen. Aber dieser hatte ein ernstes, förmliches Gesicht aufgesetzt und zischte: „Machen Sie Meldung, Genosse Schirmer!"

Schirmer runzelte mißbilligend die Stirn. Was war denn nun kaputt? Verschmähte Buchholz plötzlich die Bruderhand?

Und was, zum Teufel, meinte er denn mit der Meldung?

Am Kopfende des langen Tisches saß ein älterer Offizier, mit seinem erstaunt-eisigen Gesicht offenbar das Urteil über den Spektakel ausdrückend, der nunmehr von der hereinstürmenden Brigade veranstaltet wurde. Und Peter Schirmer geriet jetzt vollends in Verwirrung: Wo war denn nun, verflucht und zugenäht, der neue Kommandant, daß man dem hätte melden können?



Indessen – Peters Kumpel waren nicht so zaghaft wie er. Der Werner Buchholz konnte sich kaum fangen, so schubsten und beutelten sie ihn umher in ihrer rauhen Wiedersehensfreude. Und Herbert Köfel, wieder ganz der alte, und wieder ganz dazugehörig, überkrähte den Lärm wie ein siegreicher Hahn: „Na, alte Pflaume", erlaubte er sich zu scherzen, „wo steckt denn nu unser neuer Alter?"

In rascher Folge, sich anstoßend und mit Blicken verständigend, entdeckte nun einer nach dem anderen auch den Korvettenkapitän mit seinem versteinten Gesicht. „Ach du grüne Neune ...", äußerte Köfel erschrocken. Und nun standen sie umher, verlegen wie Buben, die man bei einer vergnüglichen Balgerei gestört hat.

„Was sind das denn für Leute?" stellte der „Eiserne" dem Leutnant die Frage.

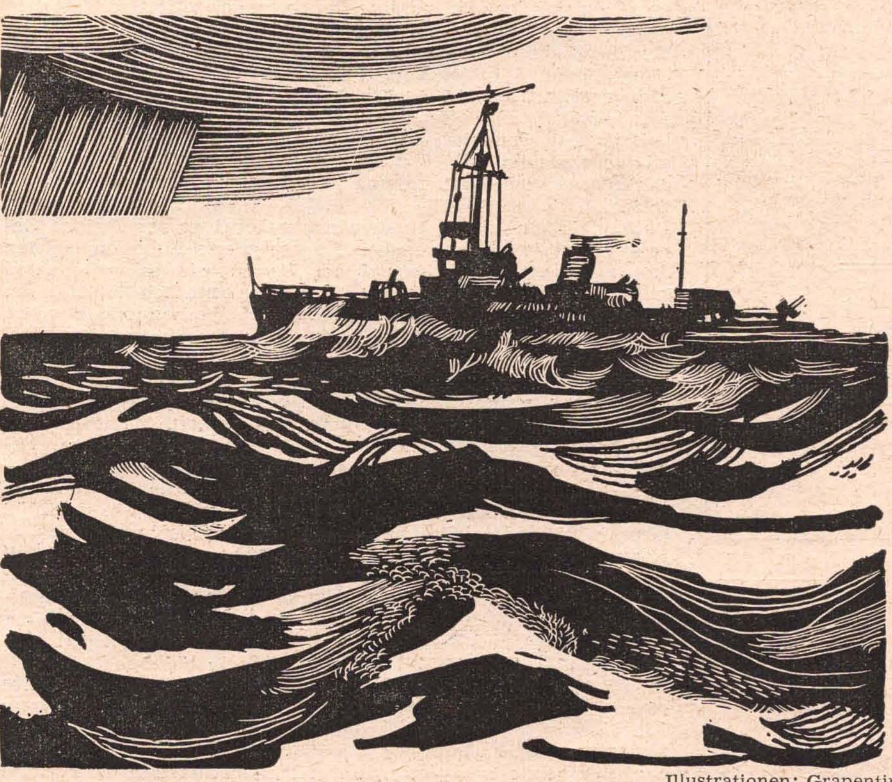
„Meine Besatzung, Genosse Kapitän!" kam die verschämte Antwort.

Köfel, Klotz und Rogge plumpsten unaufgefordert auf die mit grünem Damast gepolsterten Stühle. Erschrocken nahm Peter Schirmer dies wahr, als er sich selber schon auf eine Lehne stützte. Und als er endlich, dem Kommandanten zugewandt, seine Meldung machen wollte, winkte der energisch ab und wies auf den rangälteren Offizier. So blieb es wieder bloß bei seiner guten Absicht.

„Seid ihr um Gotteswillen überhaupt Matrosen?" wünschte Duppke halb verzweifelt von Schirmer zu wissen. – Natürlich, klar! wollte Peter dem Korvettenkapitän zur Antwort geben, aber da fuhr dieser schon mit einem Donnerwetter drein:

Sie liefen hier alle wie die Seeräuber herum und nicht ein bißchen wären sie Matrosen, nicht im Benehmen und schon gar nicht im Äußeren. Nicht eine Spur deute überhaupt darauf hin, daß sie Angehörige der Nationalen Volksarmee seien, und daß er von ihrem Kommandanten verlange, ab sofort eine strenge Zucht und Ordnung hier einzuführen. „Machen Sie die Kerle schleunigst würdig, auf so einem Schiff wie die ‚Zwo-Zehn' als Besatzung zu dienen. Wenn Sie weiter so herumkumpeln wollen, dann bilden Sie lieber eine Fußballmannschaft aus, aber kein Kampfkollektiv für ein Kriegsschiff!"

Jetzt hatten sie es alle mitbekommen: Der Kapitän warf ihnen da in grobe Worte gehüllte Fakten zu; Fakten, die nach Seewind und Salzwasser schmeckten, und die vor allem die Erfüllung ihrer Wünsche in greifbare Nähe rückten.
Peter Schirmer konnte sich die Frage nicht verkneifen, mit der er allen auch die letzte Spur von Zweifeln nehmen wollte. Die Freude in ihm war zu übermächtig, als daß ihn das poltrige Geraunze des Kapitäns noch hätte einschüchtern können. Als er sich erhoben hatte, stand er steil wie ein Achtungszeichen im Blickfeld des Kaderleiters.
„Was ist denn?“ fragte der nervös, seine Epistel über Kumpelei und Disziplin nur ungern unterbrechend.



Illustrationen: Grapentin

„Gestatten Sie eine Frage, Genosse Kapitän?“
Duppke war durch die Unverfrorenheit des jungen Schirmer irritiert. Den plagte wohl der Übermut. „Bitte!“ brummte er unwillig.
„Sind wir denn überhaupt schon als Besatzung der ‚Zwo-Zehn‘ bestätigt, Genosse Kapitän? Wir hatten bisher Veranlassung, daran zu zweifeln.“
Duppke blieb ein Weilchen still. Das hatte man im Eifer ganz vergessen. Gut, daß der junge Schirmer noch daran erinnerte. „Natürlich, selbstverständlich!“ gab er betreten zur Antwort. „Durch Befehl des Admirals Prack sind Sie alle offiziell als die Besatzung der ‚Zwo-Zehn‘ eingesetzt. Natürlich kommen noch ein paar Unterführer dazu – dann seid ihr erst richtig komplett!“
Duppke wunderte sich über die lebhaften Äußerungen der Freude und Befriedigung. Das war ein Händereiben, Knieklatschen und Augenleuchten, wie er es von dieser, nach seiner Meinung halb verwilderten Horde nie erwartet hätte. Ihre Hochstimmung mochte er nun nicht mehr dämpfen, zumal ihm ohnehin der Faden abgerissen und im übrigen das Wichtigste dazu wohl auch gesagt war.
Nachher fand Duppke, daß die Jungens Gottlob gar nicht so unrecht seien, wie es zuerst den Anschein hatte. Die Aussprache mit ihnen war recht vergnüglich, wenn manchmal auch, so fand er, ein wenig zu respektlos von ihrer Seite. Aber es war nun Zeit für ihn, die Dienstgeschäfte wollten abgewickelt sein. „Morgen vierzehn Uhr sollen Sie sich dem Admiral vorstellen. Halten Sie die Ohren steif!“ verabschiedete er sich von Buchholz.
Die Tür hinter Duppke war noch nicht ins Schloß gefallen und die Genossen erst im Begriff, sich wieder auf den Plätzen niederzulassen, als Winfried Klotz schon die allgemeine Debatte eröffnete.
„Da hat der Robert Nell also recht gehabt, wenn er euch Meuterer genannt hat, dich und den Adam!“ sagte er zu Herbert Köfel. „Was ist'n übriggeblieben von dem mistigen Getratsche: ‚Man hat uns schon mal beschissen ... wo sind die Garantien für uns ... ich persönlich entziehe der Führung mein Vertrauen ... Lauter Seich, mein Lieber, womit du uns die Sicht getrübt hast! Jetze hat sich ja gezeigt, wer das Vertrauen verraten hat ... jedenfalls nicht der Admiral!“
„Stimmt haargenau!“ warf Robert Nell dazwischen. „Der Herbert schnasselt rum wie eine ‚RIAS-Ente‘, spuckt Unglauben und Mißtrauen, wenn er den Schnabel bloß uffklappt.“ Seine Worte fanden laute Zustimmung.
Auch Werner Buchholz nickte. Er begriff, worum es eigentlich ging. Soso, der Köfel, dachte er bei sich. „Die Trauerweide“ bringt also den Gleichschritt des Kollektivs aus'm Tritt – das mußte man sich merken. Er unterbrach Köfels offenbar ganz groß angelegte Verteidigungsrede: „Schon gut, Köfel, setzen Sie sich hin!“
Und Köfel setzte sich. Es war schon mehr ein Hinsinken, und auch die übrigen verzogen ihre Gesichter, als hätten sie in saure Gurken gebissen. Bereits die erste Pille schmeckte allen sichtlich bitter.
Buchholz kehrte sich nicht daran. „Klotz und Nell haben noch nicht alles beim Namen genannt!“ erklärte er, auf die Vertrauensdebatte zurückkommend. „Ohne auf die Erfüllung eurer eigenen Verpflichtung zu warten, hat der Admiral sein Verspre-

Worauf es ankommt

VON GÜNTER GREMM

Ein junger Mensch,
erst neu Soldat geworden,
hält ein Gewehr
ganz fest in seiner Hand.
„Solch ein Gewehr“,
denkt er, „kann Menschen morden.“
Daß dem so ist,
verrät ihm sein Verstand.

Es ist ihm neu,
mit dem Gewehr zu schießen.
Er schaut es an,
es zittert seine Hand.
„Gleich werd ich
auf die Scheibe schießen müssen.
Wär es ein Mensch —?“
Jetzt zittert sein Verstand.

Der Kommandeur,
selbst auch noch jung an Jahren,
tritt zu ihm hin,
verscheucht die Grübeleien,
nimmt das Gewehr,
als hätte er erfahren,
was jenen drückt,
und spricht nun auf ihn ein:

„Solch ein Gewehr
ist eine tote Sache,
wenn es der Mensch
nicht in den Händen hält.
Kommt darauf an,
was ich mit Waffen mache;
ob ein Bandit —
ob ein Genosse fällt.
Denn das Gewehr
alleine kann nicht schießen.
Da, nimm es hin,
es liegt in deiner Hand.
Und wen es trifft,
wirst du entscheiden müssen,
es ward noch nie
für einen Mord verwandt!“

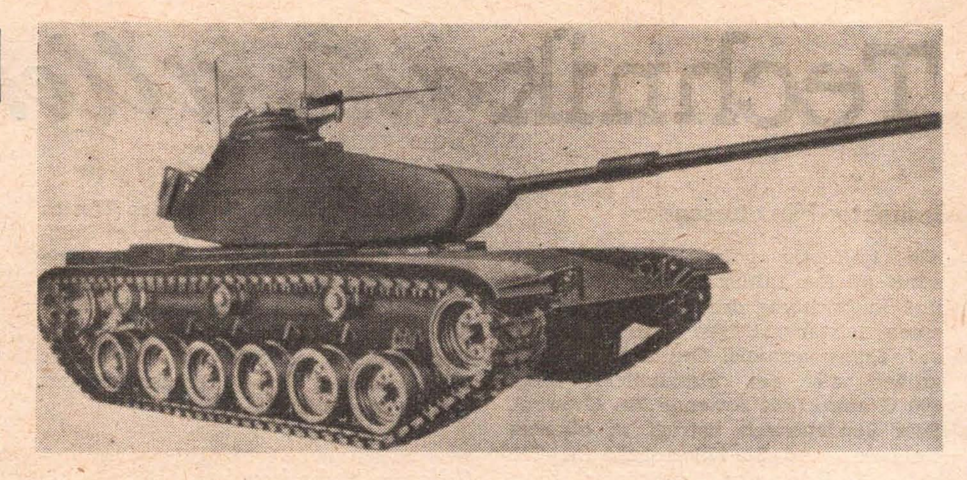
Und der Soldat
lädt ruhig seine Waffe,
denn seine Hand,
sie zittert jetzt nicht mehr.
Er zielt und schießt,
sich mühend, daß er's schaffe,
sein Land zu schützen.
Er und sein Gewehr.

chen schon vorweg eingelöst. Das heißt: Er hat unbedingtes Vertrauen zur Brigade Schirmer gehabt . . . Ist das eigentlich jedem klar?" Niemand rührte sich, niemand gab Antwort auf die eindringlich gestellte Frage. Sie dachten im Augenblick an etwas ganz anderes. „Ja", ergänzte Buchholz, unzufrieden mit der Schulter zuckend, „da müßten wir doch wohl eine Schlußfolgerung draus ziehen als Besatzung der ‚Zwo-Zehn'!"
Inzwischen aber hatte Herbert Köfel seine Sprache wiedergefunden und machte auch sogleich Gebrauch davon: „Auf so eener Basis sollten wa überhaupt nich' vahandeln, Freunde! Hier sind wa alle du und Kumpel und nich': ‚Köfel, setzen Sie sich'. Und wenn's schon uff die Tour sein müßte, dann aber ‚Herr Köfel' bitte!" Seine Stimme war vor Wut krächzend-heiser und fortwährend benetzte er mit der Zungenspitze die dünnen Lippen.
Buchholz wußte: das von Köfel provozierte Thema würde in eine endlose Debatte übergehen. Er wollte versuchen, die Genossen an den Kern seiner eigenen Frage heranzuführen, sie wieder auf ihre gemeinsame Perspektive hinzulenken. „Worüber glauben Sie denn hier verhandeln zu müssen", begann er trocken, „ob wir die ‚Zwo-Zehn' fertigmachen und bis wann?"
„Nee", schrie Köfel unbeherrscht, „in erster Linie kommt et mir uff'n vernünftiges Arbeitsverhältnis an, verflucht nochmal!"
„Sie sind Matrose, Genosse Köfel! Damit ist Ihr Arbeitsverhältnis, und ganz besonders auch Ihr Verhältnis zum Vorgesetzten eindeutig festgelegt . . . ein sehr vernünftiges Verhältnis, das gegenseitige Achtung und gegenseitiges Vertrauen voraussetzt."
Buchholz blickte für Sekunden in die Gesichter der übrigen Genossen. Bei aller Freude über die veränderte Situation lag den Jungens doch die Frage auf der Zunge, wie es weitergehen sollte im Verhältnis zueinander, in den persönlichen Beziehungen zu ihrem Kumpel und Leutnant. Daß der Werner jetzt plötzlich wie ein fremder Mensch auftrat, das paßte ihnen nicht, und Werner Buchholz spürte das auch ohne Worte.
„Na gut, wir sind Kumpels", knüpfte er an ihre Gedanken an, „aber das können wir doch nur im besten Sinne dieses Wortes sein! Verläßlichkeit, feste Zusammengehörigkeit, Solidarität mit den Klassengenossen: das heißt ‚Kumpel' sein. Von dieser Bedeutung ausgegangen, ist unsere Kumpelei in Ordnung – aber . . ." Buchholz stand auf und blickte Herbert Köfel streng in die verlegen flackernden Augen. „Die Kumpelei, wie sie Köfel hier vorhin demonstriert hat, die muß vorbei sein. Ich bin Ihr Kommandant, und nicht Ihre ‚alte Pflaume', Matrose Köfel! Eine solche Art des Verkehrs untereinander riecht nach lockrer Disziplin, nach Schluderei und Widersetzlichkeit, nach Befehlsverweigerung und Demoralisierung; das Übelste, was einer Kampfgemeinschaft je passieren kann. Das wird nicht geduldet, Genossen. – Wir werden also „Sie" zueinander sagen, damit derart unpassende Anreden etwas weniger leicht von der Zunge schlüpfen. Trotzdem bleiben wir Freunde und werden unsere Pflicht, wie damals bei der gemeinsamen Arbeit, auch heute wieder gemeinsam tun."
Buchholz setzte sich wieder, und Köfel machte doch noch einen schwachen Versuch, die Diskussion um diese Frage fortzusetzen. Er maulte wie ein ungezogenes Kind: „Suworow duzte seine Soldaten ooch . . . die sind durch Teer und Hölle mit ihm marschiert!"
„Stimmt!" bestätigte Süßchen. Seine Zunge schob den Bonbon für die Zeit der beabsichtigten Diskussionsrede hinter die linken Backenzähne. „Aber Suworows Soldaten haben ihn mit ‚Euer Wohlgeboren' angesprochen, nicht mit ‚alte . . .'"
Claus Hollatz fiel dem Robert Nell belehrend ins Wort: „Die russischen Soldaten sind nicht für Suworow in die Hölle gestürmt, sondern mit ihm zusammen für die Heimat! Das ist erst mal entscheidend. Und weil er selber 'n einfacher, vorbildlicher Mensch war, dafür haben ihn seine Soldaten geliebt. Das gemeinsame Interesse und das gute Verhältnis zueinander, das hat ihnen erst den Sieg verbürgt. Daraus könnten wir alle was lernen – Werner als unser ‚Suworow', und wir als seine Truppe."
Auch die übrigen Genossen hatten des Leutnants Hinweis auf ihr künftiges Verhältnis richtig aufgefaßt. Sie nickten ihrem Brigadier bestätigend zu, als der jetzt abschließend bemerkte:
„Wir sollten stolz darauf sein, daß Werner unser Kommandant geworden ist. Wir kennen uns lange und wissen, was wir einander wert sind. Das wird uns vieles erleichtern bei unsern künftigen Aufgaben als Besatzung der ‚Zwo-Zehn'. Auch für Werner wird es mit uns leichter sein, als mit fremden Menschen anzufangen. Nachdem unsere Zukunft in den Seestreitkräften endlich doch gesichert ist, kann ich dem Genossen Leutnant in eurem Namen wohl ohne weiteres versprechen, daß wir ihm eine gute Besatzung sein werden und daß er jederzeit auf uns rechnen kann."
Peter Schirmer sprang auf, ergriff Werners Hände und schüttelte sie kräftig, von einem herzlichen Blick begleitet, indessen die künftige Besatzung der ‚Zwo-Zehn' wie besessen dazu klatschte.

(Anmerkung der Red. Genosse Wesolek ist Kapitän zur See bei der Volksmarine. Sein Roman „Havarie" erscheint Anfang 1962 im „Deutschen Militärverlag")

NATO-Panzer-Steckbrief

Der M-60



Der neue amerikanische Panzer M-60 soll den Standardtyp der NATO, den M-48-A 2 (siehe „AR“ 1/61) ablösen. Gegenüber dem M-48 weist der M-60 zwei entscheidende Veränderungen auf:

1. Das Kaliber der KWK beträgt 105 mm;
2. der Ottomotor wurde durch einen Dieselmotor ersetzt.

Obwohl die amerikanischen Experten nach langem Hin und Her den Weg der sowjetischen Konstrukteure gingen und den Dieselmotor einführten, tauchen schon die ersten Kritiken in der Fachpresse auf. Vor allem die Tatsache, daß der immer noch beste mittlere Panzer der Welt, der T-34, einen größeren Aktionsradius als der neueste amerikanische Typ M-60 hat, beunruhigt die amerikanische Fachwelt. Stürmische Debatten gingen der Einführung des M-60 voraus. Sehr stark war die Forderung der US-Militärs, den M-48 zu modernisieren, da er doch in allen NATO-Armeen vorhanden sei. Allein, der M-60 blieb Sieger. Die Rüstungsmonopole setzten ihren Willen durch. Ein neuer Panzer auf alter Basis — sieht man vom Diesel ab — entstand.

Im heutigen dritten Teil unseres NATO-Panzer-Steckbriefes stellen wir den neuen US-Panzer M-60 und den Aufklärungspanzer M-41 vor. Die seit Heft 1/61 hier beschriebenen Panzertypen sind die wichtigsten, die zur Zeit im Bestand der NATO-Armeen (außer M-60) laufen. Unsere Steckbriefserie wird sich im nächsten Monat den NATO-Flugzeugen zuwenden.

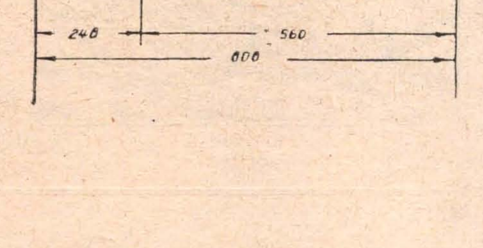
Vorübergehend ist der M-60 noch mit dem Turm des M-48 besetzt, da der neue Turm nach amerikanischen Ansichten Mängel hat und weiter erprobt werden muß. Der M-60 hat einen 12-Zylinder-V-Dieselmotor, der luftgekühlt ist. Das Laufwerk ist das des M-48 ohne Kettenspannrolle. Auch hat es nur noch drei Stützrollen. Die Laufräder sind aus Aluminium. Das Gefechtsgewicht beträgt rund 46 Tonnen, der Bodendruck 0,77 kg/cm². Alles in allem ist der M-60 nicht das, was sich das Pentagon erhoffte.

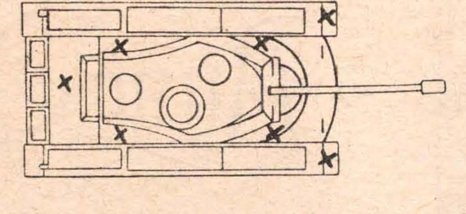
Aufklärungspanzer

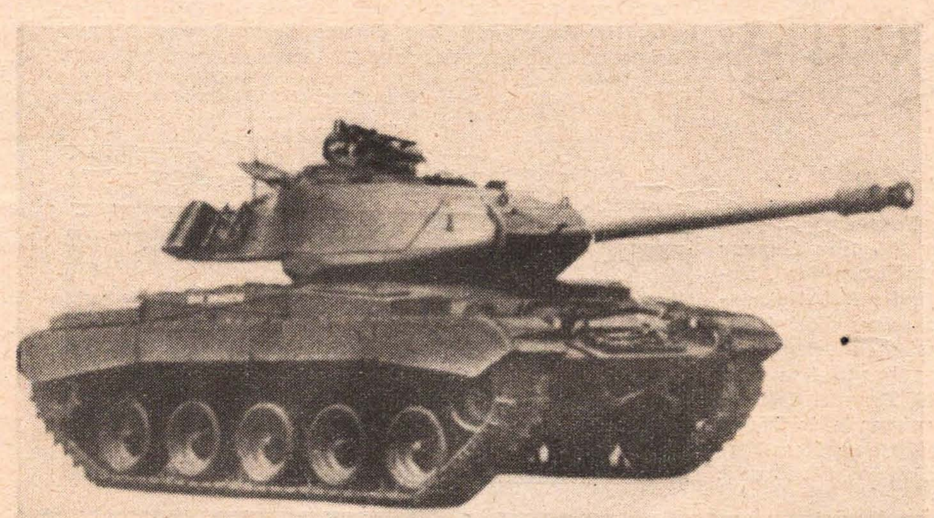
M-41

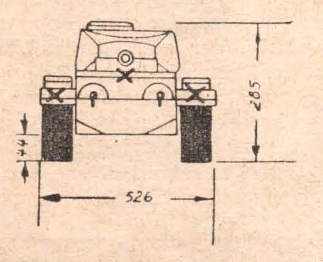
Der M-41 ist ein Aufklärungspanzer der US-Army, mit dem auch die Panzereinheiten der Bonner Bundeswehr ausgerüstet sind. Er hat eine allgemein schwache Panzerung und ist daher überall stark verwundbar. Die besonderen Stellen seiner Verwundbarkeit sind in nebenstehender Zeichnung durch Kreuze kenntlich gemacht.

Besatzung:	**4 Mann**
Gefechtsgewicht:	**25,4 Tonnen**
Höchstgeschwindigkeit:	**65 km/h**
KWK:	**1 — 76,2 mm**
MG:	**2 — 7,62 mm**
Fahrgestell:	**3 Stützrollen, 5 Laufräder**
Panzerung:	**Bug = 30 mm, Neigungswinkel 45 °**
	Fahrerfront = 25 mm, Neigungswinkel 30 °
	Seiten = 25 mm, Neigungswinkel 90 °
	Turm = 25 mm,
	Decke = 12 mm.









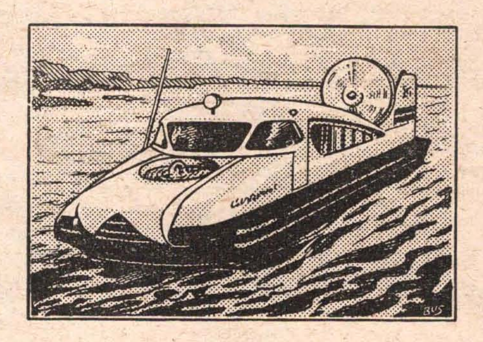
Technik aus aller Welt

Transistor-Miniatursender

Ein Kollektiv polnischer Ingenieure schuf im Zentralinstitut für Forschung und Entwicklung der Eisenbahntechnik einen leistungsfähigen Miniatursender auf Transistorbasis. Der Sender, nicht größer als ein Handteller, wiegt 300 Gramm (mit Antenne 330 Gramm). Sein Sendebereich beträgt in offenem Gelände rund 30 Kilometer, auf See etwa 40 Kilometer. In Städten bzw. auf Bahnhöfen liegt der Sendebereich bei drei Kilometern. Der Sender trägt die Bezeichnung NT-1 und arbeitet mit den Sprechfunk-Zentralen der Bahnhöfe zusammen. Er ist bereits in die Serienproduktion aufgenommen worden. Zur Zeit entwickeln die Ingenieure einen dazugehörenden Empfänger. Sender und Empfänger werden zusammen nur ein Kilogramm schwer sein. Die Anlagen gleicher Leistung der Firma „Telefunken" sind sieben Kilogramm schwer.

Wasserbus

Schiff kann man zu diesem sowjetischen Wasserfahrzeug eigentlich nicht sagen.



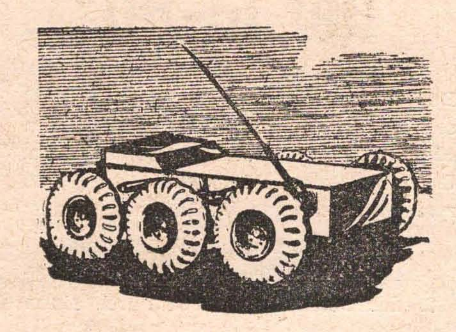
Es ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Wasserbus, der sich auf einem Luftpolster über den Wellen bewegt. Seine Antriebsmotoren erzeugen über riesige Ventilatoren einen Luftstrom, der unter den Fahrzeugkörper gelenkt wird. Der Heckpropeller verleiht dem Novum der Fluß-Schiffahrt eine Geschwindigkeit von 50 bis 60 km/h.

Schnelle Hubschrauber

Wie die Zeitschrift „Wissenschaft und Technik" berichtet, ist die Möglichkeit durchaus gegeben, bis 1970 Hubschrauber mit Geschwindigkeiten bis zu 550 km/h und einer Tragfähigkeit von über 50 Tonnen Nutzlast in Dienst zu stellen. Zur Zeit zählen Hubschrauber noch zu den langsam fliegenden Flugzeugen. Ihre Geschwindigkeit liegt heute etwa bei 200 km/h und die Tragfähigkeit bei rund acht Tonnen Nutzlast. Das Ziel, schnelle Hubschrauber zu entwickeln, ist durch eine besondere Formgebung der Tragschraubenblätter, die Vergrößerung ihrer Anzahl, ihre erhöhte Festigkeit sowie die Ausnutzung zusätzlicher Triebwerke erreichbar. Um die Tragschrauben zu entlasten, sollen am Rumpf Flügelstummel angebracht werden. Der sowjetische Großraum-Hubschrauber Mi-6 besitzt bereits solche Stummel. Hubschrauber mit großer Tragkraft und hoher Geschwindigkeit haben neben der wirtschaftlichen auch besondere militärische Bedeutung.

Sprengsatz auf Rädern

In der amerikanischen Presse wurden vor einiger Zeit Meldungen über Test-



versuche mit sogenannten „Bodentorpedos" auf Rädern veröffentlicht. Es handelt sich um ein sehr niedriges Fahrzeug mit Eigenantrieb ohne Besatzung. Der Fahrzeugkörper ist gleichzeitig Sprengstoffbehälter. Das Fahrzeug wird mittels Funk ferngesteuert. Um auch in schwierigem Gelände gut manövrieren zu können, besitzt es drei Achsen. Diese Fahrzeuge sollen nicht nur als Panzerbekämpfungsmittel verwendet, sondern auch gegen verschiedene Bauwerke mit militärischer Bedeutung z. B. Brücken usw. eingesetzt werden. Sein hauptsächlicher Nachteil besteht darin, daß es ein leichtes Ziel für Panzerbüchsen und Geschütze ist.

Sonnen-Leuchtfeuer

Mit Sonnen-Batterien ausgestattete Leuchtfeuer ließ das japanische Seeamt an den wichtigsten Punkten der Küste aufstellen. Sonnen-Batterien wandeln die Strahlenenergie in Elektroenergie um. Für die Leuchtfeuer wurde eine Batterie mit 648 Siliziumelementen geschaffen, die tags einen 12-Volt-Akku auflädt, der nachts die Lampen speist.

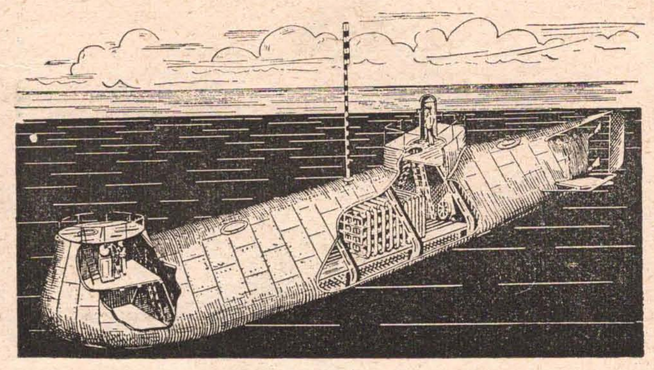


Größtes Tauchboot seiner Zeit

„Ein gewisser Alexander erfand einen Torpedo, der ganz unter Wasser läuft...", so schrieb der Schwede Gunnar Lindmark 1913 in seinem Buch „Automobiltorpeden". Besagter Alexander war der russische Erfinder I. F. Aleksandrowski, der auch das größte U-Boot seiner Zeit (1866) baute. Es wurde in den Bestand der russischen Kriegsflotte aufgenommen. Das Boot war 35 m lang, knapp 4 m breit und hatte eine Wasserverdrängung von 365 Tonnen. Obwohl dieses Tauchboot bei zahlreichen Erprobungen in Tiefen bis zu 30 m seine Prüfung bestand, scheiterten spätere Versuche an der berüchtigten zaristischen Militärbürokratie.

Aleksandrowskis U-Boot wies gegenüber Bauers „Brandtaucher" und anderen Booten dieser Zeit viele Züge des modernen U-Bootes auf. Das sind z. B. die Form, eiserner Bootskörper und Ausblasen der Tauchtanks mittels Preßluft. Die Außenhaut des Bootes bestand aus 12 mm starkem Stahlblech, das auf 17 Spanten genietet war.

Zeichnung: „Schiffe der Meerestiefen"





Bist du im Bilde?

Nanu, da hat doch einer dran gedreht! Selbst die Kanoniere sind bestürzt. Was ist wohl geschehen? Irgend jemand mit zwei linken Händen ist am Geschütz gewesen und hat Unsinn verzapft. Aber was? Und das sollst du herausbekommen. Sieh dir das Geschütz genau an und dann beantworte die Frage:

Was ist an diesem Geschütz falsch, wie müßte es richtig aussehen?

Schreibe bitte die Antwort auf eine Postkarte und sende sie bis zum 25. März 1961 (Poststempel) an die Redaktion

„Armee-Rundschau“, Berlin N 3
Postschließfach 7986
Kennwort: „Bist du im Bilde?“

Unter den richtigen Einsendungen werden durch das Los drei Gewinner ermittelt, die als kleine Anerkennung 20,— DM, 10,— DM und 5,— DM erhalten.

20,— DM zahlen wir ebenfalls für jede Idee unserer Leser aus dem militärischen Alltag, die künftig unter „Bist du im Bilde?“ in unserer Zeitschrift veröffentlicht wird.

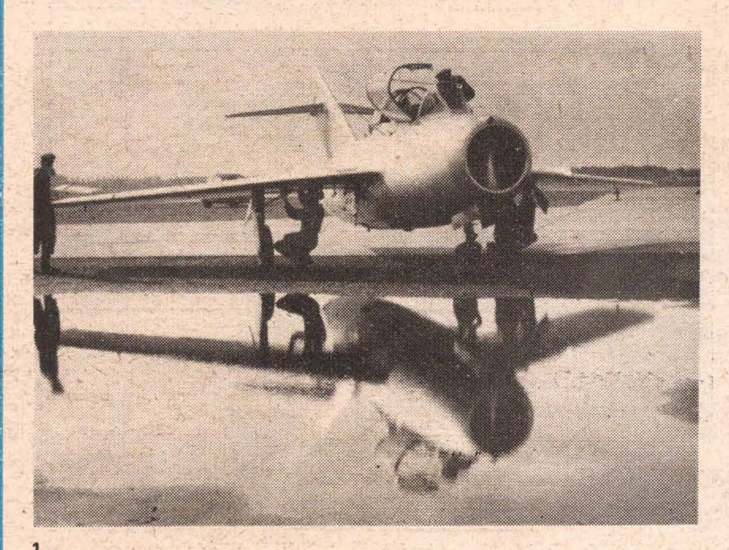
Auflösung aus „AR“ Nr. 1/61

Unter genau 100 Einsendern, die eine richtige Antwort gaben, wurde Soldat W. Stegemann aus Eggesin als der Gewinner der 20,— DM ermittelt. Herzlichen Glückwunsch! Die Post wird den Gewinn bringen.

Die in Heft 1/61 gezeigte Munitionsart gehört zur MPi bzw. Pistole TT 33. Alle Einsendungen, die lauten „. . . gehört zur Pistole“, konnten leider nicht gewertet werden. Bestimmt klappt es aber beim nächsten Mal. Viel Freude und Erfolg dazu wünscht allen „Mitmachern“ eure „AR“.

DAS foto FÜR SIE

Bedingungen siehe Heft 1/61



1



2

3

Das Foto für Sie 3/61	Bild 1	Bild 2	Bild 3

JOHANN JACOB CHRISTOFFEL VON GRIMMELSHAUSEN



Wie die Landstörtzerin COURASCHE zu ihrem Namen kam

Mein Rittmeister war, wie hieroben gemeldet, ein schöner, junger Kavalier, ein guter Reuter, ein guter Fechter, ein guter Tänzer, ein reuterischer Soldat und überaus sehr auf das Jagen erpicht; sonderlich mit Windhunden die Hasen zu hetzen, war sein größter Spaß. Er hatte soviel Barts umd Maul als ich, und wenn er Frauenzimmerkleider angehabt hätte, so hätten ihn Tausende für eine schöne Jungfrau gehalten. Aber wo komm ich hin? Ich muß meine Historie erzählen.

Als Budweis und Bragoditz vorüber, gingen beide Armeen vor Pilsen, welches sich zwar tapfer wehrte, aber hernach auch mit jämmerlichen Würgen und Aufhenken seine Straf empfing; von dannen rückten sie auf Radonitz, allwo es die ersten Stöß im Feld setzte, die ich sah, und damals wünscht ich, ein Mann zu sein, um dem Krieg meine Tage nachzuhängen; denn es ging so lustig her, daß mir das Herz im Leib lachte, und solche Begierde vermehrte mir die Schlacht auf dem Weißen Berg bei Prag, weil die Unseren einen großen Sieg erhielten und wenig Volk einbüßten. Damals machte mein Rittmeister treffliche Beuten; ich aber ließ mich nicht wie ein Page oder Kämmerling, viel weniger als ein Mädchen, sondern wie ein Soldat gebrauchen, der an den Feind zu gehen geschworen und davon seine Besoldung hat.

Nach diesem Treffen marschierte der Herzog aus Bayern in Österreich, der sächsische Kurfürst in die Lausitz und unser General Buquoy in Mähren, des Kaisers Rebellen wiederum in Gehorsam zu bringen; und indem sich dieser letztere von seiner bei Radonitz empfangenen Beschädigung kurieren ließ, siehe, da bekam ich mitten in derselbigen Ruhe, so wir seinethalben genossen, eine Wunde in mein Herz, welche mir meines Rittmeisters Liebwürdigkeit hineindrückte, denn ich betrachtete nur diejenigen Qualitäten, die ich oben von ihm erzählet, und achtete gar nicht, daß er weder lesen noch schreiben konnte und im übrigen so ein roher Mensch war, daß ich bei meiner Treu schwören kann, ich hätte ihn niemalen beten hören oder sehen. Und wenn ihn gleich der weise König Alphonsus selbst eine schöne Bestie genannt hätte, so wäre mein Liebesfeuer, das ich hegte, doch nicht davon verloschen, welches ich aber heimlich zu halten gedachte, weil mir's meine jungfräuliche Schamhaftigkeit also riet; es geschah aber mit solcher Ungeduld, daß ich unangesehen meiner Jugend, die noch keines Manns wert war, mir oft wünschte, derjenigen Stelle zu vertreten, die ich und andere Leute ihm zuzeiten zukuppelten. So hemmte anfänglich auch nicht wenig den ungestümen und gefährlichen Ausbruch meiner Liebe, daß mein Liebster von einem edlen und namhaften Geschlecht geboren war, von dem ich mir einbilden mußte, daß er keine, die ihre Eltern nicht kannte, ehelichen würde; und seine Mätresse zu sein, konnte ich mich nicht entschließen, weil ich täglich bei der Armee so viel Huren sah preismachen.

Ob nun gleich dieser Krieg und Streit, den ich mit mir selber führte, greulich quälte, so war ich doch fröhlich und ausgelassen dabei, ja von einer solchen Natur, daß mir weder mein inneres Anliegen noch die äußerliche Arbeit und Kriegsunruhe etwas zu schaffen gab. Ich hatte zwar nichts zu tun, als einzig meinem Rittmeister aufzuwarten; aber solches lehrte mich die Liebe mit solchem Fleiß und Eifer verrichten, daß mein Herr tausend Eide für einen geschworen hätte, es lebte kein treuerer Diener auf dem Erdboden; in allen Gefechten, sie wären auch so scharf gewesen als sie immer wollten, fiel ich ihm niemalen in den Rücken oder die Seiten, wiewohl ich's gar nicht zu tun schuldig war, und überdas war ich allezeit willig, wo ich nur etwas zu tun wußte, das ihm gefiele. So hätte er auch gar wohl aus meinem Angesicht lesen können, wenn ihn nur meine Kleider nicht betrogen, daß ich ihn weit mit einer anderen als eine gemeinen Dieners Andacht geehrt und angebetet. Indessen wuchs mir mein Busen je länger je größer und drückte mich der Schuh je länger je heftiger, dergestalt, daß ich weder von außen meine Brüste noch den innerlichen Brand im Herzen länger zu verbergen getraute.

Als wir Iglau bestürmet, Trebitz gezwungen, Znaim zum Akkord gebracht, Brünn und Olmütz unter das Joch geworfen und meistenteils alle anderen Städte zum Gehorsam getrieben, sind mir gute Beuten zugestanden, welche mir mein Rittmeister meiner getreuen Dienste wegen alle schenkte, womit ich mich trefflich ausrüstete und selbst zum allerbesten beritten machte, meinen eigenen Beutel spickte und

zuzeiten bei dem Marketender mit den Kerlen ein Maß Wein trank. Einstmals machte ich mich mit etlichen lustig, die mir aus Neid empfindliche Worte gaben, und sonderlich war ein Feindseliger darunter, der die böhmische Nation gar zu sehr schmähte und verachtete. Der Narr hielt mir vor, daß die Böhmen einen faulen Hund voller Maden für einen stinkenden Käs gefressen hätten, und foppte mich ganz so, als wenn ich persönlich dabeigewesen wäre. Derowegen kamen wir beiderseits zu Scheltworten, von den Worten zu Nasenstübern und von den Stößen zum Rupfen und Ringen, unter welcher Arbeit mir mein Gegenteil mit der Hand in den Schlitz wischte, mich mit demjenigen Geschirr zu ertappen, das ich doch nicht hatte; welcher zwar vergebliche, doch mörderische Griff mich viel mehr verdroß, als wenn er nicht leer abgangen wäre. Und ebendarum wurde ich desto verbitterter, ja gleichsam halb unsinnig, also daß ich alle meine Stärke und Geschwindigkeit zusammengebot und mich mit Kratzen, Beißen, Schlagen und Treten dergestalt wehrte, daß ich meinen Feind hinunter brachte und ihn im Angesicht also zurichtete, daß er mehr einer Teufelslarve als einem Menschen gleichsah. Ich hätte ihn auch gar erwürgt, wenn mich die andere Gesellschaft nicht von ihm gerissen und Friede gemacht hätte. Ich kam mit einem blauen Auge davon und konnte mir wohl einbilden, daß der schlimme Hund gewahr worden, wes Geschlechts ich gewesen; und ich glaub' entweder mehr Stöße bekommen oder zu denen, die er allbereits empfangen, ausgelacht worden wäre, um daß er sich von einem Mädchen schlagen lassen. Und weil ich sorgte, er möchte doch endlich schwatzen, so machte ich mich aus dem Staube.

Mein Rittmeister war nicht zu Haus, als ich in unser Quartier kam, sondern bei einer Gesellschaft anderer Offiziere, mit denen er sich verlustierte, allwo er auch erfuhr, was ich für eine Schlacht gehalten, ehe ich zu ihm kam. Er liebte mich als ein resolutes Bürschel, und ebendarum war sein Zorn desto geringer; doch unterließ er nicht, mir einen Verweis zu geben. Als aber die Predigt am allerbesten war und er mich fragte, warum ich meinen Gegner so gar abscheulich zugerichtet hätte, antwortet ich: „Darum, daß er mir nach der Courasche gegriffen hat, wohin sonst noch keines Mannsmenschen Hände kommen sein."

Denn ich wollte es verzwickt ausdrücken und nicht so grob dahernennen wie die Schwaben ihre zusammengelegten Messer. Und weil sich meine Jungfrauschaft ohnedies in den letzten Zügen befand, zumal ich fürchten mußte, mein Gegner würde mich doch verraten, siehe, so entblößte ich meinen schneeweißen Busen und zeigte dem Rittmeister meine anziehenden harten Brüste.

„Herr", sagte ich, „hier sehet Ihr eine Jungfrau, welche sich zu Bragoditz verkleidet hat, ihre Ehre vor den Soldaten zu erretten, und demnach sie Gott und das Glück in Eure Hände verfügt, so bittet sie und hofft, Ihr werdet sie auch als ein ehrlicher Kavalier bei solcher ihrer hergebrachten Ehr beschützen."

Und als ich solches vorgebracht hatte, fing ich so erbärmlich an zu weinen, daß einer drauf gestorben wäre, es sei mein gründlicher Ernst gewesen.

Der Rittmeister erstaunte zwar vor Verwunderung und mußte doch lachen, daß ich mit einem neuen Namen viel Farben beschrieben hatte, die mein Schild und Helm führte. Er tröstete mich gar freundlich und versprach mit gelehrten Worten, meine Ehre wie sein eigen Leben zu beschützen; mit den Werken aber bezeugte er alsobalden, daß er der erste wäre, der meinem Kränzlein nachstellte, und sein unzüchtig Gegrabbel gefiel mir auch viel besser als sein ehrliches Versprechen. Doch wehrte ich mich ritterlich, nicht zwar ihm zu entgehen oder seinen Begierden zu entrinnen, sondern ihn recht zu hetzen und noch begieriger zu machen, allermaßen mir der Possen so gefiel, daß ich nichts geschehen ließ, bis er mir zuvor beim Teufelholen versprach, mich zu ehelichen, unangesehen ich mir wohl einbilden konnte, er würde solches wenig im Sinn haben zu halten.



Illustrationen: Horst Bartsch

Über ein Höchstmaß an Beweglichkeit muß die Truppe unter den Bedingungen des modernen Krieges verfügen. Auch ein Flußlauf darf ihren Vormarsch nicht lange aufhalten. Da heißt es für die Pioniere zupacken, damit die Pontonbrücke in kürzester Frist „steht".



Pionier heißt Wegbereiter

Fotos: WAF · Text: Berchert

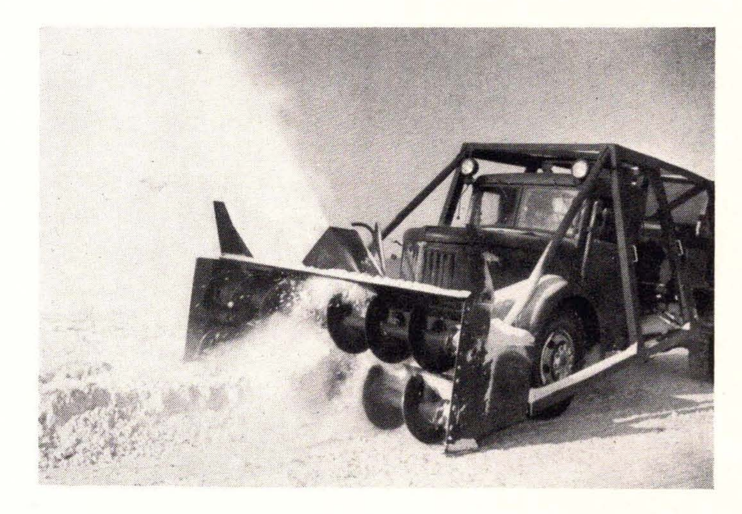
Sie sind heutzutage einfach nicht mehr zu entbehren, die Pioniere. Keine moderne Armee kommt ohne sie aus. Da die Polnische Volksarmee ohne Zweifel eine moderne Armee ist, gehören zu ihrem Bestand auch gut ausgebildete und gut ausgerüstete Pioniereinheiten.

Tag für Tag stehen sie, allen Witterungsunbilden zum Trotz, ihren Mann, bauen Stellungssysteme, legen und räumen Minen, bahnen Gassen in Drahthindernisse und zimmern damit, wie wir und all unsere Waffenbrüder, an der großen Brücke, die eines Tages alle Länder der Erde verbinden wird.

Auf den Feldspaten wird der Soldat zwar nie ganz verzichten können, doch der Grabenbagger nimmt ihm einen großen Teil der schweren Schanzarbeit ab.



Damit das Brückenschlagen in hohem Tempo vor sich gehen kann, werden die einzelnen Bauelemente bereits am Ufer zusammengesetzt.



Reichlicher Schneefall kann zwar wintersportbegeisterte Urlauber erfreuen, jedoch keinen Flugplatzkommandanten. Hier hilft ein moderner Schneepflug; bald ist die Start- und Landebahn wieder frei.

Bild rechts: Obwohl es sich auf einer Straße besser marschiert, muß ein Soldat jedoch auch unwegsames Gelände überwinden können – und wo es beim besten Willen nicht weiterzugehen scheint, weil ein Sumpf den Weg versperrt, da müssen wieder die Pioniere her, um dem Übel mit Knüppeldämmen und Behelfsstegen abzuhelfen.

Bild unten: Wenn man sich vom „Gegner" nicht in die Karten gucken lassen will, so muß man eins, zwei, drei einen künstlichen Nebelvorhang legen. Auch das besorgen die Pioniere.





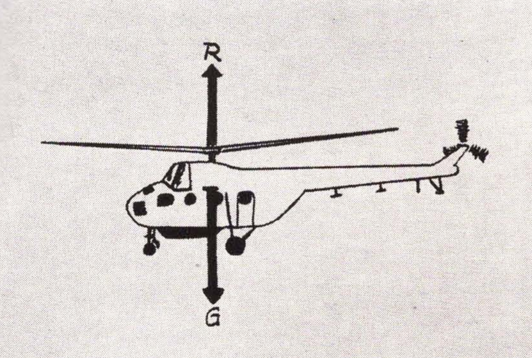
Fotos: Gebauer (2), MBD (3) · Text: F. Spur

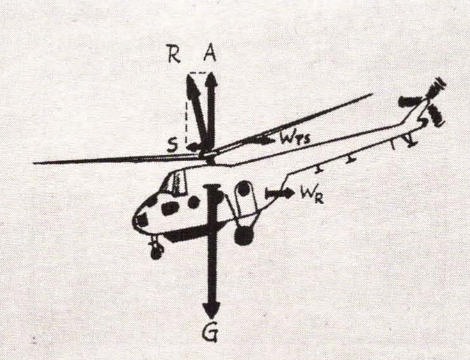
Über dem Gefechtsfeld liegt der Lärm der Waffen und Fahrzeuge. Die Truppen stehen im Kampf mit einem starken Gegner. Verstärkung ist notwendig! Da mischt sich in das Rattern der MG, das Peitschen der Schüsse und Grollen der Kanonen ein neues Geräusch. Am Horizont erscheinen schwirrend Hubschrauber. Wie riesige Libellen lassen sie sich unmittelbar hinter der Kampflinie senkrecht nieder. Aus ihren Laderäumen springen Soldaten, mit Gerät und leichten Waffen versehen. Sofort nehmen sie am Gefecht teil. Die Hubschrauber starten, um erneut den Transport frischer Truppen zu übernehmen.

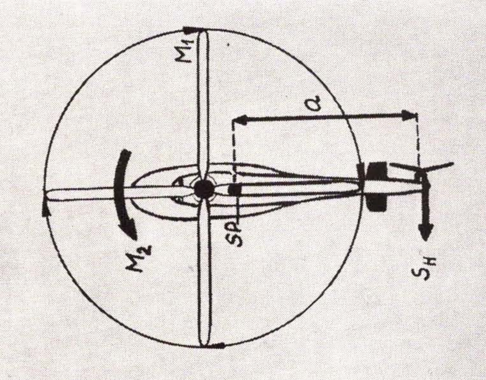
Der Einsatz von Hubschraubern im Militärwesen ist heutzutage zur Selbstverständlichkeit geworden. Seine vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten – Transport von Truppen, Waffen und Gerät, Aufklärungsflüge, Verlegen von Kabeln, Minensuchen und -legen, U-Boot-Bekämpfung sowie verschiedene Verbindungsaufgaben – machen ihn zu einem unentbehrlichen Helfer der Armee. Die konstruktiven Eigenschaften des Hubschraubers gegenüber Flugzeugen ermöglichen ihm das senkrechte Starten und Landen in unwegsamem Gelände, auf unvorbereiteten Plätzen wie Plateaus, Waldschneisen, Wiesen, Straßenkreuzungen oder flachen Dächern. Hinzu kommt, daß ein Hubschrauber in Bodennähe nach allen Seiten hin manövrieren und in der Standschwebe still in der Luft verharren kann. Diese Eigenschaften gewinnen besonders beim Einsatz auf See große Bedeutung.

Auch als direktes Kampfmittel dient der Hubschrauber der kämpfenden Truppe, indem die verschiedensten Waffenarten zur Bekämpfung von Bodenzielen angewendet werden. Die Bestückung kann leichte Schnellfeuerkanonen, MG und auch Luft-Boden-Raketen umfassen. Schwere Hubschrauber können ohne weiteres Bomben kleineren Kalibers mitführen. Insbesondere werden die Bordwaffen zur Bekämpfung von gepanzerten Fahrzeugen, gegen Stellungen und lebende Kräfte des Gegners eingesetzt. Obwohl sich die Bewaffnung der Hubschrauber noch in den Anfängen befindet, sind diese bereits zu einem nicht zu unterschätzenden Kampfmittel geworden.

Waffenträger Hubschrauber







Wie fliegt ein Hubschrauber?

Die verschiedenen Flugzustände eines Hubschraubers sind die Standschwebe, der Horizontalflug, der Steig- und Gleitflug. Ein Hubschrauber befindet sich in der Standschwebe, wenn seine Höhe konstant und die Geschwindigkeit über Grund gleich Null sind. Dabei muß die aerodynamische Gesamtkraft „R" gleich dem Gewicht „G" mit entgegengesetztem Richtungssinn sein (Abb. 1). Wird durch Betätigen des Gassteigungshebels der Blatteinstellwinkel vergrößert, so geht der Hubschrauber in den senkrechten Steigflug über. Wird der Blatteinstellwinkel verringert, d. h. „R" wird kleiner als „G", so sinkt der Hubschrauber vertikal. Durch Drücken des Steuerknüppels werden über den Schrägstellautomaten die Einstellwinkel der Blätter zyklisch verändert. „R" bekommt eine neue Richtung (Abb. 2). Der Hubschrauber geht in den Horizontalflug über. Dabei muß die Auftriebskomponente „A" das Gewicht des Hubschraubers aufheben und die entstehende Vortriebskomponente „S" die Widerstände des Rumpfes „W_R" und der Tragschraube „W_{TS}" überwinden. Durch kombinierte Anwendung des Steuerknüppels und des Gassteigungshebels kann der Hubschrauber in den gestreckten Steig- und Gleitflug gebracht werden. Die Drehbewegung der Tragschraube ruft das Drehmoment „M_1" hervor, das eine Gegendrehung des Rumpfes, „M_2", bewirkt. Dieses entstehende Gegendrehmoment wird mit Hilfe der am Heckträger befestigten Steuerschraube beseitigt (Abb. 3).

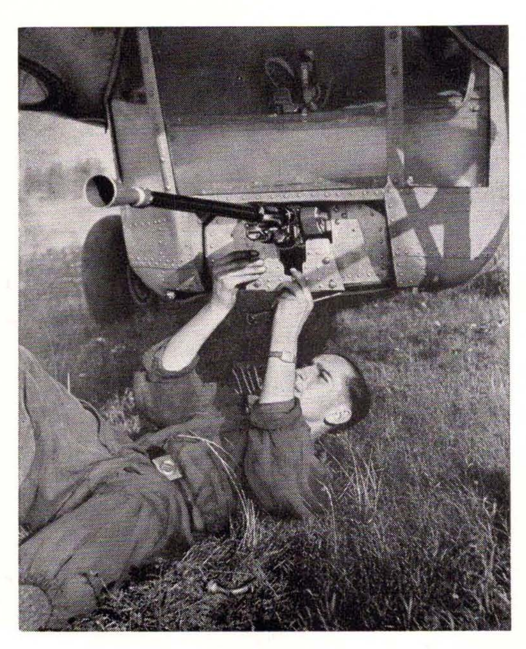




Noch ruhen die Tragschraubenblätter der Mi-4, denn die Besatzung erhält ihre Einweisung. Dann werden sie den Hubschrauber in die Höhe tragen. Durch die Rotation der Tragschraube entstehen die Auftriebskräfte. Mittels Steuerknüppel und Gassteigungshebel stellt der Pilot über den Schrägstellautomaten die verschiedenen Flugzustände her.

Die am Heckträger befindliche Steuerschraube ist ein wichtiges Teil des Hubschraubers. Sie gleicht die Gegendrehung, die durch die Tragschraube hervorgerufen wird, aus. Verändert der Pilot den Einstellwinkel der Heckschraube, kann er über die Pedale die Schubkraft vergrößern bzw. verringern. Der Rumpf dreht sich somit zur Richtungsveränderung nach links oder rechts.





Der Einsatzbefehl ist da! Die Schützen klettern in den Laderaum der Mi-4. Neben ihrer allgemeinen Ausrüstung werden auch leichte Waffen und Geräte verladen. Granatwerfer, rückstoßfreie Geschütze, Übersetzmittel, selbstfahrende Pak und kleinere Kraftfahrzeuge finden im Laderaum Platz. Tonnenschweres Material kann mit Hubschraubern in unwegsames Gelände befördert werden.

In der Wanne ist die automatische Waffe montiert, die ständige Pflege und Wartung erfordert. Vor jedem Start überprüft der Mechaniker die Funktionssicherheit der Bordkanone, danach wird sie aufmunitioniert. Erst dann ist der Hubschrauber voll einsatzfähig und kann seine Aufgabe – Bekämpfen von Bodenzielen und Panzerfahrzeugen – erfüllen.



Wenn Mädchen sich die Lippen schminken
und uns mit roten Lippen winken,
heißt es gewöhnlich: „A c h t u n g !"

Dann kreisen die Gedankenkreise
sehr liebevoll und wenig weise
von Kuß bis Übernachtung . . . —h.

DIE AUSZEICHNUNG

Von Lothar Weiser



Aus dem Radio klang gedämpft Tanzmusik. Nur die kleine Tischlampe verbreitete einen matten Schimmer.

„. . . nur noch fünf Minuten", flüsterte sie. „Du weißt doch, was passiert, wenn ich um zehn nicht in der Kaserne bin."

„. . . noch vier Minuten, ja?" bettelte sie.

„Und wenn ich zu spät komme? Alle liegen schon im Bett, ich komme 'rein, mache Licht. ‚Na, du kommst auch schon?' werden sie sagen, oder: ‚Hat dich deine Betty nicht weggelassen?' Als ob ich mich nicht weglassen ließe. Am andern Morgen bin ich dran. Die Kompanie ist angetreten. Der Hauptfeldwebel sagt: ‚Soldat Poller vortreten.' Ich trete vor. Er: ‚Wegen Überschreitung der Ausgangszeit erhalten Sie vier Wochen Ausgangssperre.' Vier Wochen — nicht bei dir!"

„Du willst mich nur los sein, gib's zu. Noch drei Minuten, ja?" Ihre Hände faßten seinen Kopf. Sie zog ihn an sich.

„Nein", sagte er, „keine Minute mehr, der Dienst ruft!" Dann sank er in ihre Arme.

Der Sekundenzeiger der Weckuhr umkreiste das phosphorisierende Zifferblatt, die Zeit enteilte.

Plötzlich schreckte er hoch: „Mann, ich muß ja fort!" Er griff nach seiner Uniformjacke, der Schirmmütze, dem Koppel und stürzte hinaus, fast ohne Abschied.

Die Nacht war frisch. Otto Poller rannte. Seine Nagelschuhe hallten durch die leeren Straßen. An der nächsten Laterne sah er auf seine Armbanduhr. Verflucht noch eins! Otto Poller verschärfte das Tempo; er lief, was seine Beine hergaben. Der Schweiß rann ihm aus allen Poren. Da schlug es vom Kirchturm zehnmal. Otto Poller hielt inne. Sein Atem ging stoßweise. ‚Aus — alles aus', dachte er wütend. Von weitem sah er schon die Lichter der Kaserne. Jetzt würde man das Tor schließen und der Doppelposten seinen Rundgang beginnen.

Bald stand der Soldat Otto Poller am hohen Eisenzaun. Das Herz schlug ihm bis zum Halse. Lautlos zog er sich hoch und sprang darüber hinweg. Bis zum Gebäude seiner Kompanie waren es nur wenige Schritte. Er erreichte es, ohne jemandem zu begegnen. Das Treppenhaus lag in düsterem Licht. Im ersten Stock angelangt, zog er sich die Schuhe aus und schlich auf Zehenspitzen den schmalen Gang entlang. Es geschah alles so geräuschlos, daß er selber darüber staunte. Aus seinem Zimmer drang bereits das tiefe Atmen der schlafenden Genossen. Leise öffnete er die Tür und schloß sie wieder hinter sich. Verbrauchte Luft stieg ihm in die Nase. Vorsichtig tastete sich Poller durch die Finsternis nach seinem Bett. Plötzlich zuckte er wie elektrisiert zusammen. Ein schriller Pfiff und die grelle Stimme des Unteroffiziers vom Dienst gellten ihm in den Ohren. „Alarm! — Antreten im Dienstanzug eins!" schrie es draußen auf dem Gang.

Ehe Poller den stechenden Schreck überwinden konnte, knipste schon jemand das Licht an. Spinde wurden aufgerissen, Schuhe polterten, Stimmen überschlugen sich. Hilflos stand Otto Poller inmitten des Tumults. Er hatte das Gefühl, aus Versehen in einen Ameisenhaufen gestochen zu haben. Sein Gehirn arbeitete nur langsam. ‚Dienstanzug eins?' dachte er und betrachtete dabei seine Schuhe, die er immer noch krampfhaft in den Händen hielt. ‚Dienstanzug eins?' Er kniff die Augen zusammen, als hätte er ein wissenschaftliches Problem zu lösen. ‚Dienstanzug eins? — den hast du doch an!' Poller knallte seine Schuhe vor die Füße, fuhr hinein und fummelte an den Schnürsenkeln herum. Den zweiten Schuh schnürte er noch im Gehen zu. Nun stürzte er auf den Gang, wo bereits der Leutnant und zwei Unteroffiziere mit Bleistift und Notizbüchern in der Hand warteten. Poller lief noch ein paar Schritte, dann stand er stramm — im Dienstanzug eins.

Leutnant und Unteroffiziere blickten sich an. Das Staunen auf ihren Gesichtern entging Poller nicht, auch nicht das Notieren seines Namens und der Nummer Eins mit dem Punkt dahinter, die man vor seinen Namen setzte.

Aus den Stuben drangen Lärm und Stimmengewirr. Jetzt erst kamen die nächsten angejagt, manche nur halb angezogen. Es dauerte eine Weile, bis der letzte in Reih und Glied stand. Die Stimme des Leutnants schmetterte.

„Soldat Poller, vortreten!"

Poller tat es wie ein Nachtwandler. Er kam sich vor wie ein gefeierter Schauspieler.

„Der Soldat Otto Poller brauchte vierundvierzig Sekunden!" sagte der Leutnant. „Wenn das Poller schafft, muß es auch die ganze Kompanie schaffen! Poller erhält a' Anerkennung morgen Ausgang bis vierundzwanzig Uhr!"

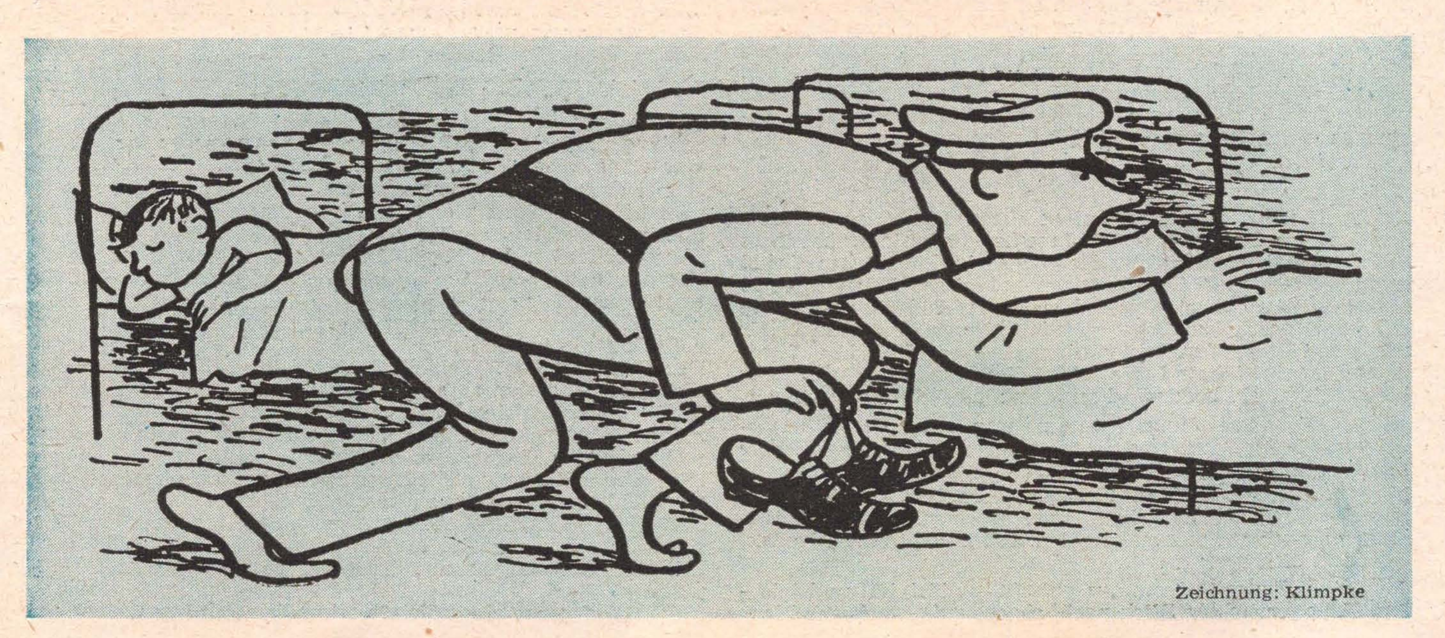
„Da ist was faul", sagten die Genossen beim Wegtreten, „vierundvierzig Sekunden, das ist ganz unmöglich und ausgerechnet der Poller. Aber wir kommen schon noch drauf."

*

Aus dem Radio klang gedämpfte Tanzmusik. Nur die kleine Tischlampe verbreitete einen matten Schimmer.

„Nur noch fünf Minuten!" flüsterte sie.

„Nein", sagte er, „nur noch eine halbe. Heute gehe ich rechtzeitig. Man soll das Glück nicht versuchen."



Zeichnung: Klimpke

Der schwarze Jet

VON HARRY THÜRK

2. Fortsetzung

Powers wird über Swerdlowsk abgeschossen. Seine Vorgesetzten wissen nicht, daß er am Leben ist und sich in sowjetischem Gewahrsam befindet. Der CIA sucht noch immer krampfhaft nach der überfälligen U-2.

„Rundspruch an alle Stützpunkte im Kommandobereich Europa", befiehlt er dem Funker. „Suchanfrage nach derselben Maschine, über die wir von Peshawar Auskunft verlangt haben."

Der Funker, ein kurzhaariger, blonder Sergeant, stellt sein Gerät ein und legt los. Der Zivilist mit dem arroganten Benehmen regt ihn auf. So ein Mann ist entweder ein ganz kleines Licht, das sich wichtig macht, oder aber er ist wirklich ein höheres Tier, das im Pentagon ein- und ausgeht. Der Funker entschließt sich, vorsichtig zu sein, und keine anzügliche Bemerkung zu machen. Wenig später merkt er, daß er gut daran tut. Dieser Mister Tools ist in der Tat nicht irgendwer, und er geht sicher nicht im Pentagon ein und aus, um Papierkörbe zu leeren. —

Tools nimmt eine Meldung nach der anderen mit verschlossenem Gesicht zur Kenntnis. Es bleibt dabei: Die U-2 aus Peshawar ist verschollen. Als er schließlich das Ergebnis seiner Nachforschungen in einem kurzen Funkspruch nach Washington meldet, sagt der Funker forsch: „Jawohl, Sir. Wird blitzschnell erledigt, Sir."

Tools wartet noch, bis er aus Washington den Befehl zur Rückkehr erhält. Dann weiß er, daß die Angelegenheit von jetzt ab im Pentagon weiter verfolgt wird. Der Funker springt auf und nimmt Haltung an, als er den Raum verläßt. Tools beachtet ihn nicht. Für ihn sind Einzelpersonen absolut uninteressant. Zudem bohrt in seinem Kopf der Gedanke, wie es geschehen konnte, daß die U-2 einfach verschwand, ohne daß der Pilot vorher wenigstens das Notsignal geben konnte. Wie ist das zugegangen? fragt sich Tools. Er hat wenig gute Vorahnungen, als er seine Kuriermaschine besteigt, um den Flug nach Washington anzutreten.

•

Es ist 18 Uhr, als Mary Patton ihren Dienst an die rothaarige Jane Cullers übergibt. Jane hat die besten Jahre ihres Lebens lange hinter sich. Sie trägt ein künstliches Gebiß und ein Korsett mit Gesäßpolstern und ist der Abteilung 10/10 so ergeben wie eine Nonne dem Papst. Außerdem liebt sie es, die Flieger ‚ihre Boys' zu nennen, was ihre Mitarbeiter den unerfüllten Jungfrauenträumen dieser ältlichen Dame zuschreiben. Während sie sich die Membrane ans Ohr klemmt, sagt sie bedauernd zu Mary:

„Gott, der arme Junge, gestern war er noch so unternehmungslustig, und nun liegt er tot auf bolschewistischer Erde . . ."

Mary schüttelt den Kopf. Sie sagt beiläufig: „Er wird einen schnellen Tod gehabt haben, Jane. Übrigens wird sich Washington noch ein paarmal melden. Trink nicht zuviel Kaffee, er bringt dich um."

Jane sieht ihr mit einem aus gutmütiger Naivität und leichtem Neid gemischten Blick nach, als die gutgewachsene Mary mit schwingenden Hüften durch die Tür mit der Aufschrift ‚Off Limits' verschwindet.

Minuten später sitzt sie Lynn gegenüber. Der kleine, rundliche General mit den grauen Augen hat es sich in einem Konferenzzimmer bequem gemacht. Es ist Whisky und Soda da, aber auch Kaffee und Zigaretten.

„Schlimme Sache . . ." empfängt er Mary. Er gießt ihr Whisky ein und bietet ihr Zigaretten an. „Am Nachmittag habe ich noch an einen Querabflug nach Westen geglaubt. Aber das ist nun vorbei. Kannten Sie Powers schon länger?"

„Ich kannte seine Frau vor ihm", gibt Mary Auskunft. „Sie war Sekretärin in der Verwaltung des Marinekorps in Albany. Dort war sie übrigens zu Hause. Und Gary Powers war als Flieger in Turner Field stationiert. Sie lernten sich kennen und heirateten. Es war 1955."

„Sie kannten Powers näher?" Die kleinen, grauen Augen des Generals sind neugierig.

„So nahe nicht", Mary lächelt. „Barbara war verdammt scharf hinter ihm her, und er meinte es auch ernst. Nachdem sie geheiratet hatten, sah ich sie eine Zeitlang nicht. Sie verdiente damals wohl 200 Dollar im Monat, und er hatte das Doppelte; aber es reichte ihnen nicht. Gary ging zu 10/10 und kam nach England. Dort sah ich ihn wieder. Ich hatte inzwischen auch meine Stellung gewechselt."

Sie brennt sich langsam eine Zigarette an, und als sie sieht, daß der General wartet, fährt sie fort: „Ich war dann in Griechenland, auf einem Stützpunkt, und er in Adana, und ich verhalf Barbara zu einer Stelle in Griechenland. Bei meiner Einheit. Gary flog ein- oder zweimal im Monat von Adana zu ihr, bis dann in Adana die Siedlung gebaut wurde, und sie zu ihm konnte. So lief das, Sir."

„Bitte, sagen Sie nicht Sir", fordert Lynn sie verbindlich auf. „Wir sind hier absolut privat. Möchten Sie zurück in die Staaten, Mary?"

„Ich verdiene hier das Doppelte."

„Hm . . ." macht der General. „Das ist verständlich. Wissen Sie etwas über Powers' Ansichten? Ich meine Politik?"

„Doch", sagt Mary, „er verstand nicht viel davon. Die Bezahlung reizte ihn, und er nahm seine Chance wahr. Sonst war er ein ziemlich ruhiger Mensch."

„Das war auch mein Eindruck. Haben Sie jemals bemerkt . . . oder hat seine Frau vielleicht darüber gesprochen, daß seine Nerven schlecht waren?"

Mary schüttelte den Kopf. „Soviel ich weiß, war er o. k.".

„Und er hatte keine Freunde, mit denen er sich regelmäßig traf?"

„Soweit ich das beobachten konnte, nicht. Aber ich war natürlich nie in Adana."

Der General nickt. Von dieser Seite her scheint der Sache nicht beizukommen zu sein. Offenbar war Powers weder ein Weiberheld noch ein verschuldeter Spieler; er verkehrte nicht mit anrüchigen Leuten und wußte vom Kommunismus kaum mehr als eine Nonne vom Bauchtanz.

„Es ist zum Kotzen!" stellt Lynn mit einer komisch wirkenden Sachlichkeit fest. Mary zuckt die Schultern.

„Gestern unterhielten wir uns noch über Norwegen", erzählt sie dann. „Ich zog ihn auf, er sollte mir einen Pelz mitbringen. Wir einigten uns dann, glaube ich, auf eine Schallplatte."

„Sie hätten gerne einen Pelz?" erkundigt sich Lynn harmlos.

Aber das Mädchen lacht: „So war das nicht gemeint! Ich wollte damit nur andeuten, daß Gary Powers sich vor dem Flug absolut normal verhielt!"

Das tat er, denkt Lynn. Stinknormal. Die Sache wird immer klarer.

„Aber ein Pelz würde Ihnen trotzdem Spaß machen?"

Zum erstenmal seit er ihr das von einem Affen gemalte Bild geschenkt hat, sieht Mary sich den General genauer an. Der übliche kleine, etwas fette Offizier, der Geld und Beziehungen hat, denkt sie. Er ist nicht gerade unangenehm. Und ein General kann manches mit einem Federstrich regeln.

„Also —", sagt er, „wir werden darüber noch sprechen, Mary. Nun sagen Sie mir bitte noch, hat Powers irgend etwas hinterlassen, bevor er den Flug antrat? Sie haben auf vertrautem Fuß mit ihm gestanden. Hat er Briefe, Tagebücher oder dergleichen bei Ihnen oder bei irgendwem in Verwahrung gegeben?"

„Bei mir nicht", erwidert Mary Patton wahrheitsgemäß. „Außerdem wäre es in diesem Falle meine Pflicht gewesen, das zu berichten."

In diesem Augenblick klopft es, und ein Soldat übergibt Lynn zwei Meldungen, die soeben für ihn eingegangen sind. Die eine enthält den Auftrag, ohne Verzögerung nach Washington zurückzufliegen. Die andere informiert Lynn darüber, daß amerikanische Abhörstationen an der sowjetischen Grenze verfolgt haben, wie sowjetische Funkstellen einander auf das eingedrungene Flugzeug aufmerksam machten. Es ist erwiesen, daß die U-2 bereits bei Überquerung der Grenze von den sowjetischen Radarstationen geortet war und daß sie sozusagen von einer Station an die nächste weitergereicht wurde.

Das gibt bestimmte Aufschlüsse, aber es erklärt nicht das Verschwinden der Maschine. Daß eine U-2 geortet wurde, ist nicht neu. Was aber ist weiter geschehen? fragt sich Lynn. Abschuß? Jäger? Raketen?

Er hat bei allem nur die eine Hoffnung, daß die Maschine wenigstens samt Pilot in Atome zerrissen worden ist. Ein Flugzeug und ein Mann sind Verbrauchsartikel. Man wird eine Ausrede zu erfinden haben. Im Pentagon versteht man sich auf solche Ausreden. Man hat Routine darin. „Russen schießen harmloses Flugzeug ab, dessen Pilot sich verflogen hat . . ." oder so ähnlich. Das wird die Sache in der Öffentlichkeit bereinigen, wenn die Russen sich melden sollten. Nun, man wird ja sehen. —

Lynn faltet die Meldungen zusammen und schiebt sie in die Rocktasche. In zwei oder drei Stunden wird er nach Washington abfliegen.

Und bis dahin hat er vor, sich noch ein wenig mit Mary Patton zu beschäftigen. Diesmal privat. Denn er weiß, daß er nicht das letzte Mal in Peshawar zu tun hat. Und es ist angenehm, sich auf diesem langweiligen Stützpunkt eine Abwechslung zu verschaffen, die ihre Hüften so schwingt wie Mary Patton.

Er steht auf und nickt Mary zu. „Kommen Sie. Ich lade Sie zum Essen ein. Wir werden uns dabei noch ein wenig über Pelze unterhalten . . ."

*

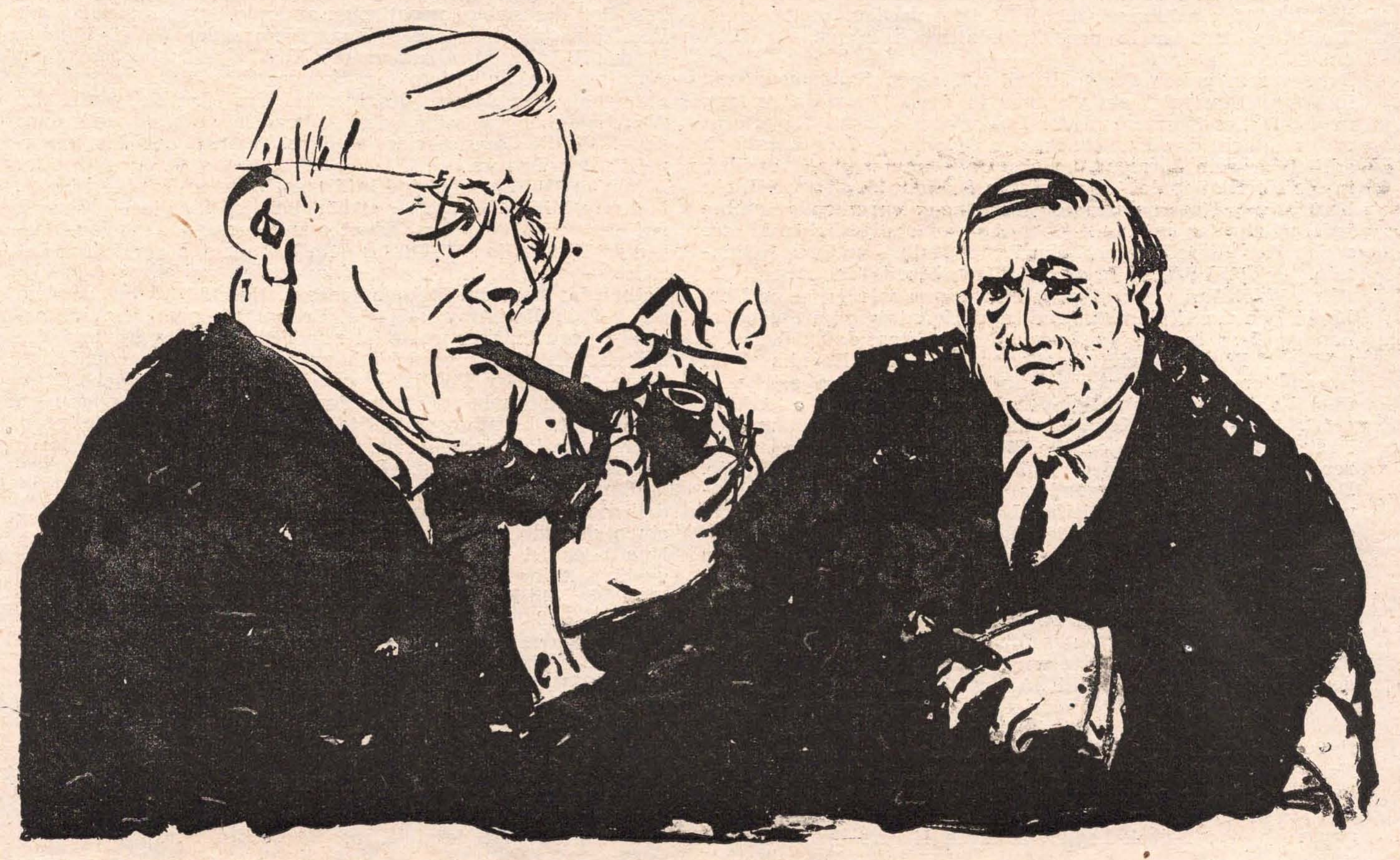
Das Pentagon, jener riesige, fünfeckig angelegte Gebäudekomplex in Washington, hat eine Kelleretage, in der sich die Zentrale aller Geheimdienste der USA befindet. In einer durch Stahltüren und elektronische Sicherungsanlagen geschützten Zimmerflucht werden hier die Ergebnisse der Wühlarbeit ausgewertet, die Tausende von Agenten täglich und stündlich zusammentragen.

Das Pentagon ist die allmächtige Zentrale der Kriegsvorbereitung und des kalten Krieges. Der Mann aber, der im Zwielicht des kalten Krieges der internationalen Spionagearbeit der USA die Fäden zieht, ist Allen W. Dulles.

Der große Mann mit dem dünnen, silbergrauen Haar und der randlosen Nickelbrille ähnelt in seiner äußeren Erscheinung eher einem Geschäftsmann oder einem harmlosen Schullehrer. Aber Allen W. Dulles ist alles andere als harmlos. Hinter dem Biedermannsgesicht und dem unauffälligen Anzug verbirgt sich einer der skrupellosesten politischen Abenteurer unserer Zeit.

Der Sohn eines presbyterianischen Pastors in Watertown im Staate New York ist schon mit acht Jahren ein „Wunderkind". Und die Politik ist seit jeher ein einträgliches Geschäft für die Familie Dulles gewesen. Allein zwei seiner Onkels und dazu noch der Großvater mütterlicherseits haben den Posten eines Außenministers bekleidet. Wunderkind Allen W. Dulles schreibt mit acht Jahren sein erstes „Buch". Es ist 31 Seiten stark und wird mit allen orthographischen und grammatischen Fehlern gedruckt, die das Wunderkind Dulles gemacht hat. Es heißt „Der Burenkrieg", und ein einziger Satz daraus genügt, um die geheimen Sehnsüchte des minderjährigen Schreibers zu enthüllen. Da steht: „. . . England geht herum und bekriegt alle kleinen Staaten. Aber es wagt nie, Rußland oder China anzugreifen . . ."

Das kindliche Bedauern darüber, daß sich niemand bereitfand, Rußland oder China anzugreifen, wird zu einer echten Leidenschaft in dem Manne, zu dem Allen W. Dulles heranreift. Einflußreiche Verwandte sorgen dafür, daß seine 31-Seiten-Schwarte sogar in der „New York Times" besprochen und in mehreren Tausend Exemplaren verkauft wird. Es bringt einen Reingewinn von viertausend Dollar. Im





Zeichnungen: Klimpke

Katalog der Columbia-Universität wird es als durchaus ernst zu nehmendes literarisches Werk bezeichnet. Die amtliche Eintragung für das lächerliche Machwerk lautet: „Dulles, Allen W.: The Boer War.“

Der hoffnungsvolle Sprößling studiert schnell Geschichte und Philosophie. Ein Jahr treibt er sich in Indien herum. Aber bereits 1916, ein Jahr vor dem Eintritt Amerikas in den ersten Weltkrieg, tritt er in den diplomatischen Dienst der USA ein.

Bereits sein erster Posten beinhaltet einen Spionageauftrag in Wien. Ihm folgt ein weiterer in Bern. Zehn Jahre lang macht Dulles Karriere in der Diplomatie, gleichzeitig erlernt er gründlich das Handwerk der Spionage. Zwischendurch schließt er sein Jurastudium ab. Und dann wechselt er über in die internationale Anwaltsfirma Sullivan & Cromwell, ein berüchtigtes Unternehmen, das für eine entsprechende Summe jedem Gangster im Frack einen Ausweg aus jeglicher Misere weist. Der ältere Bruder, John Foster Dulles, späterer Außenminister der USA, ist in dieser Firma bereits Teilhaber.

Allen W. Dulles versteht es jedoch immer wieder, seine Verbindungen zur Diplomatie und seine Kenntnisse im Spionagehandwerk so in den Vordergrund zu rücken, daß dabei einträgliche Regierungsaufträge herausspringen. Er nimmt an internationalen Konferenzen und Kommissionen teil, veröffentlicht Bücher und kandidiert sogar 1938 — allerdings erfolglos — in den Kongreßwahlen für die Republikanische Partei. 1940 managt er die Wahlkampagne des ebenfalls republikanischen Präsidentschaftskandidaten Wendell Willkie. Damals agitiert er besonders unter den Millionen Einwanderern aus osteuropäischen Ländern. Die Bekanntschaften, die er damals in den zwielichtigen Kreisen der Emigrantenorganisationen schloß, sollten ihm 15 Jahre später in seiner Spionagetätigkeit gegen die Volksdemokratien sehr zustatten kommen.

1941, als Amerika in den zweiten Weltkrieg eintritt, begibt sich Dulles endgültig zu seinem Lieblingshandwerk, der Spionage, zurück. Sein Sitz wird Bern. An seinem Haus an der Aare prangt das Schild „Allen W. Dulles, Special Assistant to the United States Minister“. Es wird bald der Treffpunkt internationaler politischer Gangster, unter denen einflußreiche SS-Führer und Canaris-Leute nicht fehlen.

Nach Kriegsende zieht Dulles sich nur vorübergehend wieder in seine Anwaltspraxis zurück. Bereits von hier aus spinnt er neue Fäden zu den Politikern in Westdeutschland, die ihre amerikahörige Politik beginnen. Auch Hitlers Spion Gehlen wird von Dulles persönlich geschützt und in sein neues Amt als Abwehrchef der Bundeswehr eingesetzt.

Bereits 1948 wird Dulles die Neuorganisierung des amerikanischen Spionagedienstes übertragen. 1953, vom Präsidenten ernannt und dem Präsidenten allein rechenschaftspflichtig, ist er oberster Chef der Central Intelligence Agency (CIA) und Boß der sieben wichtigsten anderen Spionageorgane der USA, einschließlich der Spionagedienste der NATO-Länder. In den USA kontrolliert er den CIA, die Dachorganisation der Spionage, außerdem den Spionagedienst der vereinigten Stabschefs, der Armee, des Marinekorps, der Luftwaffe, der Atomenergiekommission, des Außenministeriums und dazu das FBI, die Bundeskriminalpolizei, Instrument des innenpolitischen Terrors.

Allein 30 000 Personen sind in diesen Organen fest beschäftigt. Mehrere Milliarden Dollar stehen jährlich für die Wühlarbeit auf den verschiedensten Gebieten zur Verfügung. Jeden Morgen erstattet Allen W. Dulles dem Präsidenten persönlich Bericht. —

Er hat das auch am Morgen jenes 1. Mai 1960 getan, an dem die U-2 in Peshawar startete. Er hat sie nicht einmal besonders erwähnt, denn sie ist nur Teil eines Programms, das Eisenhower bisher vergeblich zu legalisieren versucht hat. Seine „Open Sky Politik“ von bösen Zungen einfach „Open Spy Politik“ genannt, ist an der Festigkeit der Sowjetunion gescheitert. Eisenhower wollte die Luftspionage legalisieren, aber die sozialistischen Länder haben ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht. Daraufhin ließ er sie illegal anlaufen. Weder er noch sein Spionageboß ahnen am 1. Mai, daß die Sowjetunion auch durch diesen heimtückischen Plan einen dicken Strich gemacht hat.

Nun aber ist das Verschwinden der U-2 anscheinend aufgeklärt. Allen W. Dulles hält in seinem Dienstzimmer im Pentagon die Korrespondentenmeldung in der Hand, die ihm mitteilt, daß N. S. Chruschtschow in seinem Bericht an die 5. Tagung des Obersten Sowjets der UdSSR am 5. Mai mitgeteilt hat, ein amerikanisches Flugzeug, das in den Luftraum der UdSSR eingedrungen war, sei abgeschossen worden.

Der Spionagechef streicht mit den Fingern über seinen grauen, kurzgestutzten Schnurrbart und sieht durch die Nickelbrille die Mitarbeiter der Abteilung Luftaufklärung an, die bei ihm versammelt sind. General Lynn ist unter ihnen, auch Mr. Tools, der hier die Uniform eines Obersten trägt.

„Es heißt weiter, daß Untersuchungen laufen, Material gesichtet wird und dergleichen. Über die Identität der Ma-

schine aus Peshawar mit dem in dieser Erklärung genannten Flugzeug gibt es keine Zweifel mehr". sagt Dulles. Dann wendet er sich an Lynn: „Was ist als Ergebnis der von den Sowjets angekündigten Untersuchungen zu erwarten?"

Der kleine General gibt mit einem Schulterzucken Auskunft: „Wenig. Es werden ein paar verkohlte Trümmer da sein, sonst nichts. Die Maschinen sind für solche Fälle gesichert." „Sie kannten den Piloten?"

Lynn nickt. „Die Untersuchung über ihn ist abgeschlossen. Er war in Ordnung. Kein Anlaß zu irgendwelchen Vermutungen."

Dulles nickt. Er kaut an der Unterlippe. Der Vorfall macht ihm einerseits Sorgen, andererseits aber ist er genau im richtigen Augenblick passiert. Nachdem er eine Anzahl weiterer Fragen gestellt hat, nimmt er sich Zeit, seine Pfeife zu stopfen. Als sie brennt, erklärt er: „Meine Herren, es gibt jetzt zwei Aufgaben zu erledigen. Wir haben eine U-2 verloren. Gut, das kommt vor. Aber nun muß Herter in die Lage versetzt werden, außenpolitisch zu reagieren. Das ist die erste Aufgabe . . ."

Er wendet sich an Lynn: „Sie kennen sich in der Branche aus. Sie formulieren in Ihrer Abteilung eine Erklärung, in der wir den Spieß umdrehen. Wir werden also eine äußerst detailliert aufgemachte Geschichte veröffentlichen, in der wir angeben, daß wir seit dem genannten Termin ein Wetterflugzeug vermissen, dessen Pilot uns zuletzt über Schwierigkeiten mit seiner Maschine berichtete. Die Sache muß so echt aussehen, wie nur irgend möglich. Sie schließt Nachfragen bei einigen Ländern ein, ob die Maschine dort gesehen wurde usw. Verstehen Sie recht, Lynn, wir reagieren nicht direkt auf die Beschuldigung der Sowjets, sondern wir starten von uns aus eine Suchaktion nach einem harmlosen Flugzeug. Damit machen wir das Rennen, denn die Sowjets werden an Hand einiger undefinierbarer Trümmerteile keinen Beweis für die Aufgabe der U-2 führen können. Das ist die erste Sache, die wir zu erledigen haben. Ich gebe Ihnen vier Stunden Zeit, Lynn. Legen Sie mir dann die Erklärung vor, ich leite sie Herter zu; er ist bereits informiert. Der Präsident hat zugestimmt."

Während Lynn sich erhebt und geht, brennt Dulles seine Pfeife wieder an. Dann erklärt er: „Nun die zweite Aufgabe. Es sind sofort Nachforschungen einzuleiten, aus welchem Grund die Maschine ihren Flug nicht durchführen konnte. Mir ist bekannt, daß die besagte U-2 Treibstoff für neun Stunden hatte und daß ihre Flugstrecke 6490 Kilometer betrug. Stündlich schaffte sie 900 Kilometer. Was also ist geschehen? Ist der Absturz das Resultat eines Maschinenschadens oder eines anderen technischen Defektes? Oder haben die Russen selbst den Absturz auf irgendeine Weise bewerkstelligt? Die Aufklärung dieser Frage ist wichtig für den weiteren Einsatz der U-2-Maschinen. Wir müssen also sofort alle Quellen in Anspruch nehmen, die zur Verfügung stehen. Die Abteilung sendet entsprechende Mitarbeiter in diplomatischer Funktion nach Moskau. Alles das ist sofort zu erledigen. Bericht ist mir persönlich zu erstatten, und zwar täglich."

Er macht einen Offizier für die Durchführung verantwortlich, und danach beendet er die Sitzung. Es scheint, daß die Sache ihren Weg geht.

Noch am gleichen Tag, am 5. Mai, veröffentlicht das State Department die von der Nationalen Verwaltung für Aeronautik und Weltraumforschung unterzeichnete Erklärung, die Lynn zusammengestellt hat. Darin wird eine Geschichte zusammengelogen, die dem Baron von Münchhausen alle Ehre gemacht hätte.

Ein Wetterflugzeug zur Erkundung der atmosphärischen Verhältnisse und der Windturbulenz in großen Höhen . . . Schwierigkeiten mit dem Sauerstoffgerät . . Kurs auf Funkfeuer Wan-See . . . Automatsteuerung vermutlich ausgesetzt . . . Forschungsprogramm . . . Konvektionswolken . . . kosmische Strahlungen . . . Winkelgeschwindigkeiten . . . AN AMQ — 7 — Gerät . . . Windthermometer . . . — ein solides Dokument, das von verwirrenden wissenschaftlichen Ausdrücken strotzt. Tenor: Der arme Pilot, der bei einem der Menschheit so stark dienenden Flug sein Leben lassen mußte, weil die menschenfeindlichen Bolschewisten die Wissenschaft sabotieren! Die Boulevardpresse schlägt Kobolz. Endlich einmal ein Anlaß, den Sowjets ein Verbrechen anzukreiden! Die Rotationsmaschinen laufen an, die Frauenvereine berufen Versammlungen ein, das State Department hält eine Pressekonferenz ab, auf der Staatssekretär White den Zorn der Regierung über die unmenschliche Handlung der Sowjets ausdrückt — noch drei Tage, und die Volksseele wird kochen!

Aber es kommt ein wenig anders. Am 7. Mai hält Nikita Sergejewitsch Chruschtschow das Schlußwort auf der 5. Ta-

(Fortsetzung auf Seite 183)

Anekdotisches

Unmusikalisch

Neuzugänge in der Batterie. Erstes Antreten. Der Batteriechef begrüßt die Ankömmlinge: „Genossen, Sie werden von jetzt ab hier in der IAB, der Instrumentalaufklärungsbatterie, Dienst tun. Ich heiße Sie herzlich . . ." Plötzlich eine Stimme aus dem letzten Glied: „Kollege, Verzeihung, Genosse Leutnant, dann bin ich hier vollkommen falsch. Ich kann nämlich gar kein Instrument spielen, und Noten kenne ich auch nicht."

Verlierer unbekannt

Bei einer Truppenübung wird der Verpflegungs-Kampfsatz ausgegeben. „Verwendung erfolgt nur auf ausdrücklichen Befehl!"

Während einer Kontrolle bemerkt der Kommandeur einen Soldaten, der genüßlich den Inhalt einer Konservenbüchse verzehrt.

Kommandeur: „Warum haben Sie Ihren Kampfsatz ohne Befehl geöffnet?"

Soldat: „Das ist nicht meiner, Genosse Major, den habe ich gefunden."

Kommandeur: „Gehört er denn keinem Ihrer Genossen?"

Soldat: „Es hat sich niemand gemeldet."

Kommandeur: „Und wo haben Sie Ihren Kampfsatz?"

Soldat: „Den habe ich gestern verloren!"



Vignetten: Parschau

Nicht mehr zu bremsen

FDJ-Zugwahlversammlung. Die Diskussion verläuft sehr schleppend. Oberfeldwebel Maaß, der Sekretär der Grundeinheit, bringt ein „Heißes Eisen" zur Sprache. Das zündet. Nach der Versammlung trifft der Oberfeldwebel auf der Straße den Parteisekretär. „Das war eine Versammlung. Eine Diskussion, sage ich dir, einfach Klasse. Erst lief es gar nicht, dann . . ."

„Nun sag' mal, wen habt ihr denn eigentlich gewählt?" unterbricht der Parteisekretär den überschwänglichen Redeschwall.

„Gewählt?" Oberfeldwebel Maaß faßt sich an den Kopf. „Das haben wir vergessen."

Rechts oder links

Nachtflug. Keine Wolke, Vollmond. Der Pilot fliegt mehrere Kampfkurven und muß sich neu orientieren. Er traut seinen Augen nicht: zwei Monde?! Er fragt beim Gefechtsstand an:

„Welcher ist der richtige, der rechte oder der linke?"

Prompte Antwort vom Gefechtsstand: „Der rechte, der linke schwimmt in dem See, über dem Sie sich befinden."

Wohltemperiert

Die Batterie hat „Diensthabende Einheit". Ein neuer Soldat will ausgerechnet an diesem Tag ausgehen. Er wohnt im Standortbereich. Seine letzte Hoffnung ist der Batteriechef.



Batteriechef: „Na, was gibt's denn?"

Soldat: „Genosse Hauptmann, ist es möglich, daß ich heute ausgehen kann? Ich habe nämlich schon zu Hause Bescheid sagen lassen, daß man mir das Badewasser warm machen soll."

Eva UND DER ZAPFENSTREICH

„Bleib doch noch ein kleines bißchen!" Die kleine Eva seufzt leise und legt ihren Kopf zärtlich an die Schulter ihres Adam. Und Adam — eigentlich nähme er sein Mädchen jetzt lieber in den Arm — erklärt statt dessen nun schon zum dritten Mal, wie das ist mit der Disziplin. „Es geht wirklich nicht anders, gleich ist doch Zapfenstreich", antwortet er. Vielleicht möchte er auch seufzen, aber das ist unmännlich. So müssen sie denn aufbrechen, trotz der verlockend schönen Sommernacht und ihrer Liebe. Es wird auch wirklich Zeit, der Adam muß sein letztes Wegstück im Dauerlauf zurücklegen, um noch pünktlich zu sein.

Vor dem Einschlafen hört Adam aus dem Dunkel der Nacht noch ganz leise Evas Stimme: „Bleib noch ein bißchen!" und ihre Haare kitzeln ihn am Ohr. Oder vielleicht ist es nur die Bettdecke? Es ist eigentümlich. Immer wieder fällt Adam dieser Augenblick ein, wo Eva gebettelt hat, noch zu bleiben. Beim Mittagessen war er bald soweit, es einem Genossen aus seiner Gruppe zu erzählen, wie verführerisch einem Eva die Zeit abschmeicheln kann, hat es aber doch gelassen. Der andere würde ähnliches wohl aus eigener Erfahrung kennen.

Als Adam dann des Abends im Zeichenzirkel wieder seine Eva einfiel, hörte er auch gleich ihre Schmeichelstimme. Adam hatte ein Stück Ton vor sich liegen. Darüber machte er sich kurzentschlossen her. Aus dem Gedächtnis formte er alles nach. Dabei vergaß er die Welt um sich herum. Er war so vertieft, das Ebenbild Evas und sein eigenes Konterfei daneben aus dem weichen Ton zu kneten, daß er beinahe ärgerlich wurde, als der Zirkelleiter „Feierabend!" sagte. Es blieb ihm aber nichts weiter übrig, er packte seine Figürchen in feuchte Lappen ein und ging auf seine Stube.

Beim nächsten Rendezvous entdeckte Adam seine Eva neu. Wie zierlich sie den Hals neigt, dachte er, und, hat sie die Füße schon immer so gesetzt? Wo habe ich bloß meine Augen gehabt bisher? Eva schien ihm nun doppelt liebenswert.

Es war wirklich komisch! Je länger Adam an seiner Plastik knetete, um so besser wurde sein Blick für Dinge, die er bisher übersehen hatte. Nicht nur, wenn es um Eva ging. Auch die Genossen, mit denen er schon lange auf einer Stube lag, beobachtete er jetzt anders. Er bemerkte Kleinigkeiten in Gang und Haltung seines Freundes, die ihm völlig neu erschienen. Manchmal glaubte Adam, daß selbst die Bäume jetzt schöner rauschten als früher oder nachts die Sterne deutlicher zu sehen seien.
Er berichtete das seinem Zirkelleiter, als der ihn wegen seiner kleinen Plastik einmal sehr lobte. Der Zirkelleiter machte



Für diese Gruppe, „Soldat und Mädchen", erhielt der Genosse T. Neuber eine Goldmedaille bei der Messe der Meister von Morgen.



Man kann auch ganz anderes darstellen, wie Genosse E. Hamann. Für seine Zille-Plakette wurde er mit der Bronzemedaille ausgezeichnet.

ganz komische Augen, es war, als lächelten sie. „Ja, das ist so, es wird alles rundum schöner, weil man genau beobachtet; wenn man sich mit Kunst beschäftigt, zwingt sie einen dazu, besser aufzupassen. Gerade, als ob man plötzlich einen verborgenen Schatz gehoben hätte, ist das." Der Zirkelleiter drückte sich manchmal so romantisch aus, er war nämlich Künstler. Aber nicht nur er und Adam hatten ihre Freude am Entstehen der Plastik. Alle Genossen des Zeichenzirkels interessierten sich dafür. Mancher gab Adam einen guten Ratschlag, wie er da und dort etwas noch besser machen könne.

Eines Tages war es dann soweit. Adam sagte: „Fertig!", legte seine Modellierhölzer weg und steckte sich eine Zigarette an. Der Zirkelleiter beugte sich über seine Schulter. So betrachteten die beiden die Tonfigürchen. „Jetzt muß ich nur noch einen Gipsabguß machen, den schenke ich der Eva", meinte Adam. Der Zirkelleiter schlug vor, die Gruppe noch vor dem Verschenken im Klubraum auszustellen.

So kam es, daß mancher Genosse aus der Abteilung staunend vor der Plastik stand. Viele meinten, genauso wie die beiden Figuren, die Adam gemacht habe, sei es in Wirklichkeit. Jeder dachte dabei an sein Mädchen. Adams Freund sagte: „Man hört direkt die Bäume rauschen über den beiden und kann sich vorstellen, worüber sie reden." Adam wurde beinahe verlegen, wie ihn die anderen Genossen so lobten. Ein Soldat wollte die Plastik sofort kaufen. Ein anderer beschloß, es mit der Tonkneterei lieber selbst einmal zu versuchen. Adam nahm ihn auch beim nächsten Zirkelabend mit; denn natürlich geht Adam jetzt eifriger als je zu diesen Abenden, seitdem er entdeckte, daß nicht nur er allein Freude hat, wenn er etwas Schönes macht.

Die größte Überraschung gab es natürlich bei Eva. Kein Sterbenswörtchen hatte Adam vorher seiner Freundin verraten. Nun stand er da und packte die Figürchen vorsichtig seiner Eva auf den Tisch. Das Mädchen war mächtig stolz auf ihren Adam, der solch ein Kunstwerk gemacht hatte. Und glaubt mir, sie lohnte ihm seine Mühe reichlich. Leider ist mir gerade entfallen, wie das geschah.

Doris Pollatschek

Aus der BÜCHERKISTE

Immer größer wird der Erlebniskreis, immer vielfältiger werden die Themen, denen sich unsere Armeeautoren zuwenden. Hat schon das Buch des Genossen Walter Flegel „Wenn die Haubitzen schießen" beachtliche Breite und zeigt auch die Beziehungen zwischen Volksarmee und Zivilbevölkerung, so bringt uns Genosse Jabs ein anderes, neues Thema, ein Thema, das in unserer Literatur noch nicht so oft behandelt worden ist. Und es ist sicherlich nicht zufällig, daß ein Offizier unserer Nationalen Volksarmee, der zur Feder greift, dem wahren deutschen Helden des zweiten Weltkrieges ein Denkmal setzt, ein Denkmal, das für alle deutschen Widerstandskämpfer steht. Schon dafür sei dem Autor gedankt.

Der Oberfeldwebel der faschistischen Wehrmacht, Walter Brosemann, überschreitet, vom Tod des Bruders erschüttert, seinen Urlaub. Er wird mit Arrest und Urlaubssperre bestraft. Da erreicht ihn ein Telegramm aus seiner Heimatstadt: Todesfall in der Familie. Er erhält ausnahmsweise drei Tage Sonderurlaub. Als er in Köln eintrifft, werden seine Eltern begraben. Englische Bomben haben sie erschlagen. Vergeblich bittet er um wenigstens einen Tag Nachurlaub. Die Heimatoffiziere haben für ihn kein Verständnis. Verärgert muß er sogar die phrasenreiche Rede eines Hauptmanns über sich ergehen lassen. Er begehrt auf, und es kommt zu einem Zusammenstoß. Brosemann kann sich nur durch Flucht retten, wird aber kurze Zeit danach verhaftet. Auf achtzehn Jahre Festungshaft lautet das Urteil des Kriegsgerichts, das in seiner Einheit tagte. Nach langer, schwieriger Vorbereitung kann er aus dem Zuchthaus bei Kiew entfliehen. Er gelangt — körperlich schon sehr geschwächt — durch die Hilfe sowjetischer Menschen zu den Partisanen. Hier hört er zum ersten Male die Wahrheit, hier lernt er denken, hier findet er wirkliche Freunde. Schritt für Schritt beseitigen sie seine Unklarheiten, geduldig sprechen sie mit ihm, bis er sich durchgerungen hat: Jetzt steht er auf der richtigen Seite. Schulter an Schulter kämpft er mit sowjetischen, slowakischen und einem spanischen Genossen gegen die Faschisten für ein neues, besseres Deutschland. Er kämpft mutig, ja tollkühn, dabei kommen ihm die Erfahrungen seiner Vergangenheit zustatten. Außerordentlich spannend ist das Geschehen in diesem Buch. Die abenteuerliche Flucht aus dem Zuchthaus, die Unternehmen der Partisanen, wobei Brosemann — als deutscher Offizier verkleidet — häufig an entscheidender Stelle kämpft, packen den Leser. Sehr deutlich wird der Anteil der Partisaneneinheiten am Sieg der Roten Armee, der Heldenmut, mit dem sie die faschistischen Eindringlinge schlugen. Hier wird der Leser — und auch der Autor — mitgerissen vom Schwung der dramatischen Handlung. Nicht so gelungen scheint die Wandlung Brosemanns vom Überläufer zum antifaschistischen Kämpfer. Allzu geradlinig und zu einfach verläuft die Entwicklung des ehemaligen Oberfeldwebels, sie ist zwar breit dargestellt, aber zu wenig vertieft. Das Bemühen der sowjetischen Kämpfer um den Deutschen wird sehr oft gezeigt, aber oberflächlich dargestellt. Allein durch die Wiedergabe von Gesprächen kann man die Widersprüche im Helden selbst nur andeuten. Gustav Jabs berichtet von Walter Brosemann, aber er vermag noch nicht, diesen Umerziehungsprozeß zu gestalten. Klug war es deshalb vom Autor, dem erfahrenen Brosemann gleichsam als Maßstab einen anderen jungen deutschen Soldaten gegenüberzustellen. Brosemann ist freilich aus ganz anderem Holz geschnitzt als der ängstliche Schlegel, die Ausgangsposition ist deshalb verschieden. Aber der Autor vermag zu zeigen, wie sehr Brosemann im Vergleich zu dem anderen politisch schon gereift ist, obgleich er selbst noch nicht vollkommen gefestigt ist und der ständigen Hilfe der Genossen bedarf. Aber dieser so widerspruchsvolle Konflikt bleibt spröde, er fügt sich nur schwer in die Handlung ein.

Trotz dieser Einschränkung bleibt: Oberleutnant Jabs hat uns ein nützliches Buch geschrieben. Die Genossen sollten danach greifen. Sie werden nicht nur durch Spannung gefesselt werden, sie werden bestätigt finden, daß eine Armee unbesiegbar ist, wenn sie für die gerechte Sache kämpft.

(Gustav Jabs: „Auf der richtigen Seite." Deutscher Militärverlag, Berlin 1960.)

NACH DIENST *in der Bastelecke*

Geschickte Hände

... vermögen die kniffliclisten Sachen zu meistern. Schiffsmodelle aller Art, von der Hanse-Kogge über Schoner und Dreimaster bis zum modernen Kreuzer entstehen unter den geübten Handgriffen der Matrosen der Dienststelle Kudell. Besondere Übung und Geduld erfordern die kleinen Modelle, die nach alter Seemannsart in Flaschen und auch Glühbirnen ihren Hafen finden. Es soll niemand sagen daß diese Art Bastelei unzweckmäßig sei. Zugegeben, wenn sich die Genossen n u r mit dieser Form abgäben, dann ja. Aber wer kennt die vielen guten Lehrmodelle, die von ihren geschickten Händen geschaffen wurden? Die Glühlampen-Schiffe sind für die Bastler sozusagen der Ausgleich, Pinzette, Nadel, Haken und Haarpinsel das Werkzeug. Na ja, erst mal nachmachen.

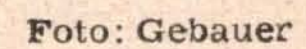
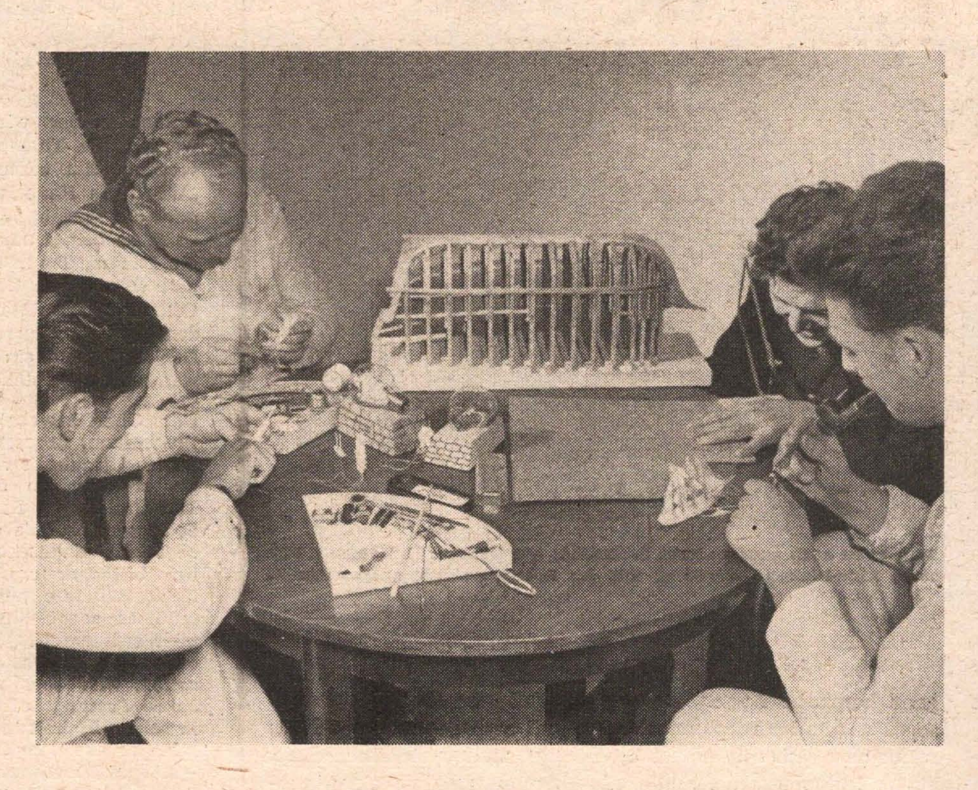


Foto: Gebauer



Sprechanlage selbst gebaut

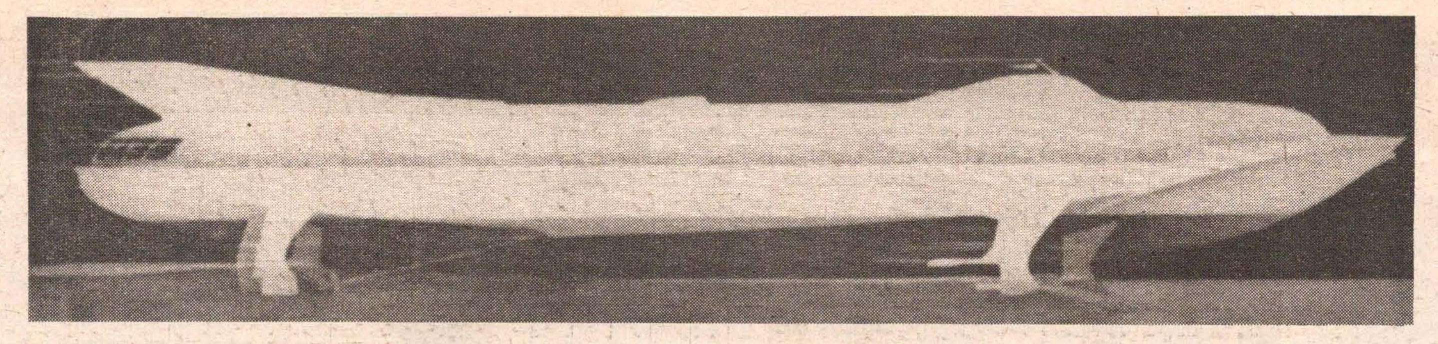
Eine lautstarke Sprechanlage zu bauen ist nicht allzu schwierig. Lust und handwerkliches Können, etwas Material, und schon kann es losgehen. Für unser Vorhaben brauchen wir zwei Kohlemikrophoneinlagen (M), eine Hörereinlage 2×27 Ohm, einen dynamischen Lautsprecher mit wenigstens 12 cm Korbdurchmesser, einen Federknopf und zwei Flachbatterien. Sprech- und Empfangsstelle werden durch eine Dreiphasenleitung verbunden (Abb. 1).

Für unsere Zwecke ist es erforderlich, daß sich der Mikrophonwiderstand nicht sonderlich vom Lautsprecherwiderstand unterscheidet, damit eine Angleichung erzielt wird. Dem entsprechen die Einlagen, die für eine Spannung von 1,5 V bestimmt sind. Ist ein Ohmmesser zur Hand, so ist zu messen, ob der Widerstand der Einlage 100 Ohm nicht übersteigt. Der Lautsprecher muß so sehr wie nur möglich magnetisch aufgeladen sein. Keinesfalls eignet sich ein Miniaturlautsprecher mit einem Durchmesser unter 10 cm, denn die Lautstärke hängt in erheblichem Maße auch von der Membranenfläche ab (sie steigt mit der Quadratzahl der Fläche). Es ist am besten, einen mit elliptischer Form zu nehmen. Der Anschluß unserer Sprechanlage eignet sich nur für kürzere Entfernungen (etwa 50 Meter), und wir müssen auf einen ausreichenden Querschnitt der Leitungsdrähte achten (Klingelleitungsdraht). Und schließlich wird die Lautstärke auch dann noch gesteigert, wenn der Lautsprecher in einem Kasten untergebracht ist und seine Ränder mit Filzstreifen abgedichtet sind.

Der Zusammenbau der übrigen Teile ist dann nur noch eine Angelegenheit des Geschmacks und der Möglichkeiten. Um die Ausmaße des Kastens mit dem Lautsprecher zu verringern, läßt sich mit Hilfe einer hölzernen „Spinne" (Abb. 2) die Mikrophoneinlage in einem kegelförmigen Raum vor der Membrane unterbringen.

Hörer und Sprechmuschel auf der zweiten Station werden durch einen hohlen Holzgriff verbunden (Abb. 3). Im Telefonkasten wird nur die Batterie untergebracht. Der Hörer ruht auf einem Knopf, der durch Niederdrücken einer Feder den Stromkreis unterbricht. Wird der Hörer von der Auflage genommen, ist der Stromkreis eingeschaltet. Soll die Anlage durch einen in einer Richtung führenden Klingelruf ergänzt werden, so kann die mittlere Leitung als zweiter Pol auch für den Stromkreis zur Klingel verwendet werden. (Abb. 4).

ZS



Projekt „Sputnik“ — etwas für begeisterte Modellbauer und Bastelfreunde. Dieses neue sowjetische Tragflächen-Motorschiff wird gegenwärtig im Werk „Krasnoje Sormowo“ in Gorki gebaut. Zwei dieser schnittigen Passagierschiffe mit 300 Plätzen und einer Geschwindigkeit von über 100 km/h sollen in nächster Zeit in Dienst gestellt werden. Wie wär's, könnte eine Nachbildung nicht auch von unseren Bastlern gefertigt werden? Vielleicht schickt uns einer dann ein Foto seines Modells. Foto: Zentralbild

Kleine Kniffe

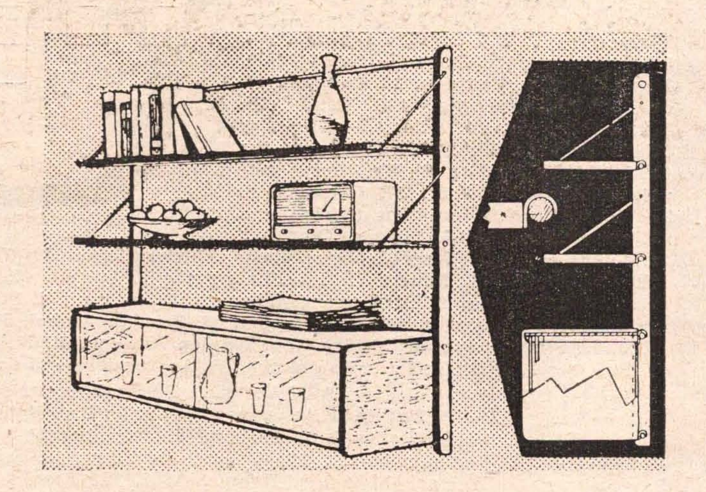
Öl- und Fettflecke lassen sich mit Wasser und Seifenlösungen u. ä. nicht beseitigen, weil Fette sich in Wasser nicht auflösen. Demgegenüber lösen sie sich in Benzin, Tetrachlormetan, auch „Tetrachlor“ genannt, und in Schwefelkohlenstoff gut auf. Vorteilhaft ist Tetrachlor, weil er nicht feuergefährlich ist. Stoffe, Papier u. ä. bestreichen wir von beiden Seiten mit einem in einer dieser Flüssigkeiten getränkten Lappen. Man kann auch gebranntes Magnesium (Magnesiumoxyd) mit Benzin in einem Gefäß mischen, diesen Brei auf den Fleck auftragen und mit einer Glasplatte und Büchern usw. beschweren. Nach fünf Minuten nehmen wir die Drucklast ab und beseitigen den eingetrockneten Brei. Der Fleck ist verschwunden.

Jodflecken waschen wir in einer Schwefel-Natrium-Lösung (Fixiersalz der Fotografen) aus. Die braune Farbe verschwindet sofort, weil sich das Jod augenblicklich in farbloses und aufgelöstes Jodid verwandelt.

Flecken, durch fotografischen Entwickler verursacht, insbesondere durch Metol-hydrochinon, das Finger und Stoffe in unangenehmer Weise verfärbt, bestreichen wir vorerst mit einer schwach-rosa Hypermanganatlösung ($KMnO_4$). Die Lösung lassen wir längere Zeit, mindestens 10 Minuten, einwirken. Dann bestreichen wir den Fleck mit einer Sulfatlösung (Fixiersalz), der wir einige Tropfen Salzsäure beifügen. Auf diese Weise beseitigen wir auch einige Tage alte Flecken, die jedem gründlichen Waschen standgehalten haben. Auf die gleiche Weise lassen sich auch Braunstein- oder braun gewordene Flekken von übermangansaurem Kali entfernen.

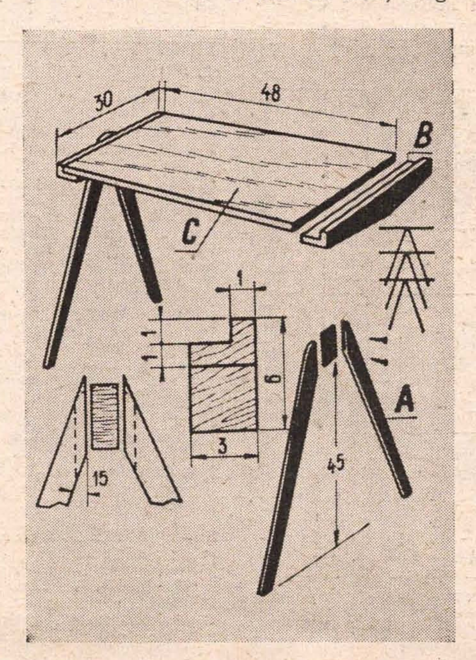
Der Schutz von Holz gegen Feuer wird durch eine zweimalige Imprägnierung mit einer Lösung, die aus 80 g Ammoniakphosphat (tertitär) auf einen Liter Wasser besteht, erreicht. Noch besser mindert man die Entzündbarkeit, wenn man Holz mit einem Kalk- und Kaolinanstrich versieht, dem man je Liter etwa 50 cm³ Wasserglas beimengt. Ein weiteres Mittel (z. B. gegen Funkenflug) ist eine Mischung gleicher Teile gebrannten Magnesits und feinen Quarzsandes unter Zusatz einer 30prozentigen Chloridlösung. Die Mischung muß so eingedickt werden, daß sie sich mit einem groben Pinsel noch auftragen läßt.

Für Stube und Klub



Bunte Fernsehschemel

Mit der Sitzgelegenheit vor dem Bildschirm ist es oftmals so eine Sache, die Stühle reichen nicht aus. Was liegt da näher, als daß die Tischler und Zimmerleute der Kompanie ihre Fertigkeiten unter Beweis stellen? Bretter und Leisten sind schnell besorgt, das Werkzeug auch. Dann kann es losgehen. Für die Schemelbeine (A) nehmen wir entweder 5-mm-Sperrholz oder entsprechende gehobelte Leisten. Die Sitzbretter (C) brauchen nicht stärker als 10 bis 15 mm zu sein, möglichst astlos und glattgehobelt. Etwas schwieriger wird es bei der Randfassung (B). Sind im Handel keine Profilhölzer zu haben, dann heißt es eben mit dem Profilhobel rangehen. Die einzelnen Schemel, in verschiedenen Modefarben gestrichen (die Füße schwarz), eignen sich gut für die Einrichtung des Klubs bzw. der Stube. Also, die Säge geschärft, den Hobel ausgeblasen, bauen wir uns die Fernsehschemel selbst!



Bücherbord mit Vitrine

Fehlt nicht auch in eurem Klub ein Bücherregal? Wie ein modernes und gut aussehendes Regal angefertigt wird, wollen wir euch heute zeigen.

Der Hängerahmen des Bücherregals besteht aus zwei Seitenplatten (15 × 40 mm × die gewünschte Länge) die wie eine Leiter mit fünf Rundhölzern (∅ 200 mm × die gewünschte Länge) verbunden werden. Die beiden Gestellbretter und die Seitenwände des Glasschränkchens werden aus 10 bis 15 mm starken Faserplatten hergestellt. Sie müssen vorsichtig gesägt werden, damit die Schnittflächen nicht ausfransen! Nach dem Beschneiden werden die Ränder mit einem 1 mm starken Furnierstreifen eingefaßt.

Für die obere Platte und den Boden des Schränkchens werden 8 bis 10 mm starke Furnierplatten verwendet. An der Stirnseite (der längeren) der Furniere werden Leisten mit ausgefrästen Rinnen für die verschiebbaren Glasscheiben festgeleimt und festgeschraubt. Latten, Rundhölzer, Furniere, Faserplatten und die ausgefrästen Leisten sind in allen größeren Leistengeschäften erhältlich.

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 5. Teil der Schießplatzanlage, 8. sowj. Karabiner, 11. sowj. Dienstpistole, 14. Staat in Vorderasien, 16. Geschoß, 17. deutsche Sportzeitung, 19. Metall, 21. Turngerät, 22. deutscher Schriftsteller („Links, wo das Herz ist"), 23. autonomes Gebiet in Nordafrika, 24. Teil der Funkanlage, 26. Schriftstück, 27. Ostseehafen, 29. einfarbig, 30. Dickhäuter (Afrika und im südl. Himalaja), 32. ungar. Omnibus, 35. südfrz. Stadt, 36. Nebenfluß der Wolga, 37. Bergrücken des Weserberglandes, 38. militär. Einheit, 41. Nebenfluß des Rheins, 43. Raubvogel, 45. Gedankenblitz, 47. afrik. Liliengewächs, 48. Armeesportschütze, 49. Dienstgrad, 51. Stadt in der Schweiz, 53. Fluß und Gebirge in der Sowjetunion, 55. Friedenssymbol, 56. Staat in Vorderasien, 58. Pilz, 60. zweitgrößte Insel der Großen Antillen, 61. Nebenfluß des Rheins, 63. flüssiges Fett, 64. Teil des Karabiners, 65. Aggregatzustand des Wassers.

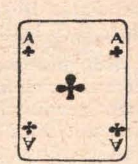
Senkrecht: 1. Fußballspieler des ASK Vorwärts Berlin, 2. erster sowj. Stadtkommandant in Berlin (1945), 3. Teil des Kompasses, 4. Stadt im Bez. Halle, 5. Brennmaterial, 6. russ. Dichter („Der Revisor"), 7. Farbton, 9. deutscher Publizist, Herausg. der „Weltbühne", 1938 an den Folgen der KZ-Haft gestorben, 10. Strom in Sibirien, 11. Pampashase, 12. Weinart, 13. europ. Hauptstadt, 15. Staatspräsident Finnlands, 18. Kletterpflanze, 20. Stadt in der CSSR, 25. austral. Strauß, 28. See in Finnland, 31. Richtschnur, Regel, 33. Bergweide, 34. Wortgebilde, 39. Mitbegründer der I. Internat. Arbeiterassoziation, 40. deutscher Strom. 42. Konstrukteur eines Motors, 44. Hochgebirge zwischen Schwarzem und Kasp. Meer, 46. Grenzfluß zwischen Schleswig und Holstein, 50. Flaschenzug auf Schiffen, 52. Oberbürgermeister von Berlin, 54. militär. Einheit, 57. größte Insel der Philippinen, 58. Roman von Maria Langner, 59. Titelgestalt eines Romans von Andersen Nexö, 62. tschech. Reformator (1369–1415).

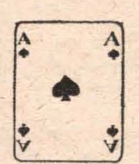


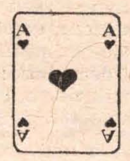
Vorderhand spielt einen Grand Hand mit Kreuzbube, Pikbube, Kreuzas, Kreuzdame, Pikas, Pikdame, Herzas, Herzdame, Karoas und Karodame — und verliert. Im Skat liegen Kreuz 9 und Herzkönig.

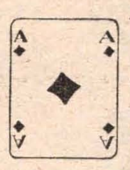
Wieviel Augen können die Gegenspieler bei günstigster Kartenverteilung bekommen?












SILBENRÄTSEL

Aus den Silben ar — bar — boot — burg — burgh — chas — de — din — dö — duk — e — e — eh — er — fall — frei — furt — ga — garn — ge — gen — gen — hal — la — le — le — li — mann — ner — nöld — punkt — punkt — re — rei — ren — ren — rie — rin — ring — rol — see — sis — sprung — té — te — ter — ter — til — un — un — ver — vol — weit sind 21 Wörter zu bilden, die Anfangsbuchstaben ergeben den Titel eines Romans von Anna Seghers.

1. Sportvereinigung in der CSSR, 2. sowj. Schriftsteller, 3. Handfeuerwaffe, 4. leichtathlet. Disziplin, 5. Bezirk der DDR, 6. Dienstgrad, 7. Hieb- und Stichwaffe, 8. Kriegsschiff, 9. Vorsitzender der KPD, 10. Fahrzeuggestell, 11. Punkt auf den die Visierlinie gerichtet ist, 12. Langstreckenläufer (ASK Berlin), 13. Hauptstadt Schottlands, 14. Fußballspieler (ASK Berlin), 15. zweiter Schnittpunkt der Flugbahn mit der Mündungswaagerechten, 16. eins der drei Losungsworte der Frz. Revolution, 17. Turngerät, 18. Flugfigur, 19. Volksdemokratie, 20. Waffengattung, 21. Kampfsport.

Auflösungen aus Heft 2/61

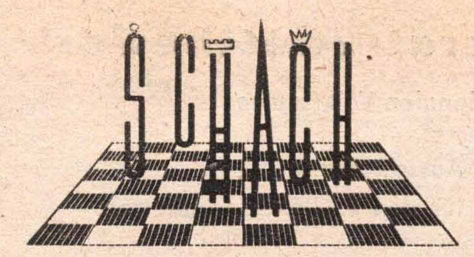
Skataufgabe. Im Skat liegen Karodame und Pikkönig. Vorhand hat: Kreuzbube, Pikbube, Herz 10, König, Dame, 9, 8, 7; Karokönig, 9. Hinterhand hat: Herzbube, Karobube, Pik 10, Dame, 9, 8, 7; Kreuzdame, Karo 8, 7. Erster Stich: Vorhand: Herz 10, Mittelhand: Herzas, Hinterhand: Kreuzdame; zweiter Stich: Hinterhand: Pik 10, Vorhand: Pikbube, Mittelhand: Pikas; dritter Stich: Vorhand: Herzkönig, Mittelhand: Kreuz 7, Hinterhand: Karobube; vierter Stich: Hinterhand: Pik 9, Vorhand: Kreuzbube, Mittelhand: Kreuz 8; fünfter Stich: Vorhand: Herzdame, Mittelhand: Kreuz 9, Hinterhand: Herzbube. Damit hatten die Gegner 60 Augen.

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Legia, 4. Atom, 7. Glass, 10. Lira, 11. Uhr, 12. Trieb, 13. Turf, 14. Osten, 15. Uri, 16. Fes, 17. Engel, 20. Lake, 22. Celle, 25. Saal, 27. Mut, 28. Elle, 30. Segel, 32. Ramme, 35. Aller, 37. Lost, 39. Erie, 41. Mahon, 43. Rubin, 46. Elton, 47. Tell, 49. Lie, 50. Naht, 52. Fedin, 54. Kano, 55. Aorta, 58. Goa, 59. San, 60. Ecker, 61. Mars, 53. Gleis, 64. Ade, 65. Iowa, 66. Farad, 67, Lwow, 68. Rhein.

Senkrecht: 1. Lotse, 2. Grieg, 3. Albula, 4. Artillerie, 5. Tau, 6. Muffe, 7. Groscurth, 8. Artel, 9. Sonne, 18. Nil, 19. Esel, 21. Kiel, 23. Eta, 24. Lem, 26. Aser, 28. Eder, 29. Laub, 31. Lomonossow, 33. Mine, 34. Emil, 36. Leningrad, 38. Sana, 40. Elba, 42. Otto, 44. Ute, 45. Ili, 48. Lot, 51. Hangar, 52. fünf, 53. Dakar, 54. Kamel, 56. Riese, 57. Alsen, 62. Rio.

Kapselrätsel: „Aus dem Funken wird die Flamme schlagen."

Silbenrätsel: 1. Drilling, 2. Alexandrow, 3. Sofia, 4. Stecher, 5. Castro, 6. Hat-Trick, 7. Uruguay, 8. Einheitsfront, 9. Togliatti, 10. Zeder, 11. Elektronenvolt, 12. Nestroy, 13. Lessing, 14. Odojewski, 15. Calais, 16. Hiddensee, 17. Italien, 18. Sotschi, 19. Tretmine, 20. Danton. — „Das Schützenloch ist die Festung des Soldaten."



Ein überraschender Entscheidungszug

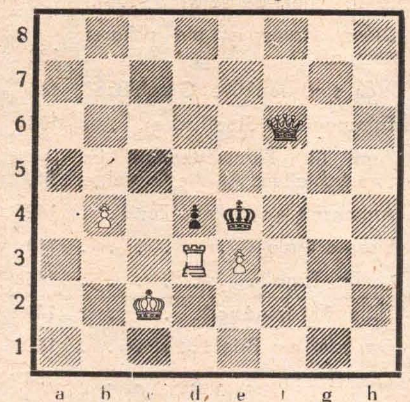
Seit über 25 Jahren zählt der sowjetische Großmeister Paul Keres zu den Anwärtern auf den Weltmeistertitel. An dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges scheiterte der Wettkampf, den er mit Dr. Aljechin um die Weltmeisterschaft spielen sollte. Beim letzten Ausscheidungsturnier zur Ermittlung des Herausforderers für den Weltmeister in Jugoslawien mußte er seinem jüngeren Landsmann Michail Tal den Vortritt lassen, obgleich er Tal mit 3 : 1 Punkten eindeutig besiegte. Ausschlaggebend war das Gesamtergebnis im Turnier, und hierin war Tal der bessere. Die klare und starke Spielweise von Paul Keres kommt in der nachstehenden Partie besonders deutlich zum Ausdruck. Die Partie wurde auf der Schach-Olympiade in Leipzig gespielt.

Caro-Kann-Verteidigung

Weiß: Keres (UdSSR)
Schwarz: Radovici (Rumänien)

1. c4 c6 2. e4 d5 3. ed5: cd5: 4. cd5: Dd5: 5. Sc3 Dd8 (Weiß hat jetzt ein Tempo gewonnen, dafür aber eine Schwäche in Kauf genommen, den vereinzelten d-Bauern.) **6. d4 e6 7. Lf4 Sf6 8. Sf3 Sc6 9. Lc4 Le7 10. 0-0 0-0** (Auf die Entwicklung der Figuren kommt es anfangs besonders an. Nur Bauernzüge in der Eröffnung, die diesem Zweck dienen, sind zu empfehlen.) **11. a3 b6 12. b4 Lb7** (Damit hat auch Schwarz alle seine Figuren entwickelt und beide Teile können darangehen, ihre Schwerfiguren, Türme und Dame, in günstige Stellungen zu bringen.) **13. d5** (Zuvor wird der „Schwächling" durch Abtausch beseitigt.) **13. ... ed5: 14. Sd5: Sd5: 15. Ld5: Tc8 16. Tc1 Kh8** (Ein Abwartezug.) **17. Db3 Sd4** (Schwarz will die Stellung durch den Abtausch von Figuren vereinfachen.) **18. Tc8: Sf3:† 19. Df3: Lc8: 20. Td1** (Ein kleiner positioneller Vorteil des Weißen ist unverkennbar.) **20. ... Dd7 21. h3** (Um 21. ... Dg4 zu vereiteln.) **21. ... a5 22. Lc4 Da7 23. Ld6!** (Mit seinem Läuferpaar hat Schwarz gute Verteidigungsmöglichkeiten, daher tauscht Weiß einen Läufer ab.) **23. ... ab4: 24. ab4: h6?** (Dies ist eine Schwächung der Rochadestellung, die Keres vier Züge später überraschend ausnutzen kann.) **25. Dc4 Ld6: 26. Td6: Kg8** (Die Lage des Schwarzen ist schon kritisch. Weiß drohte mit 27. Ld3 eine weitere Schwächung der schwarzen Königsstellung zu erzwingen.) **27. Dd4 Dc7** (Um 28. Tb6: mit 28. ... Td8 zu beantworten. Es folgt aber eine böse Überraschung.) **28. Tg6!!** mit undeckbarem Matt. Schwarz gab auf.

Unsere Schachaufgabe



Matt in zwei Zügen.
Ein bekanntes Lösungsmotiv. Von Dr. W. Massmann.
Stellungsbild, Weiß: Kc2, Df6, Td3, Bb4, e3 (fünf Steine).
Schwarz: Ke4, Bd4 (zwei Steine).

Der schwarze Jet

(Fortsetzung von Seite 177)

gung des Obersten Sowjets. Kaum hat er den letzten Satz gesprochen, da ticken auch schon die Fernschreiber der Nachrichtenagenturen, drängeln sich die Auslandskorrespondenten vor den Pressetelefonen, rasseln die Schreibmaschinen. Die Weltsensation ist perfekt: Chruschtschow gibt neue Einzelheiten zum U-2-Zwischenfall bekannt — Pilot Powers lebt — U-2 durch Sowjetrakete aus 20 km Höhe abgeschossen — Geräte geborgen — Tonbänder, Fotos, Karten gefunden — Spionageabsicht der USA erwiesen — Pilot Powers gibt zu, Luftspionage getrieben zu haben — Ausrüstung des Piloten geborgen: Pistole, Geld, Uhren, Gift! — Sowjetischer Regierungschef klagt die USA der Luftspionage an — Warum log die USA-Regierung über den Zweck des U-2-Fluges? — Wer sollte das Märchen von dem Wetterflugzeug glauben? — Wußte Präsident Eisenhower von diesem Flug? — Eisenhower wußte davon!

Zur gleichen Zeit, da aus Moskau die sensationellen Enthüllungen in alle Welt gehen, spielt er auf seiner Farm in Gettysburg 18 Löcher Golf. Den Diener, der sich dezent verbeugt und ein wichtiges Telefongespräch aus Washington meldet, sieht er zunächst gar nicht. Erst als der Mann sich räuspert und seine Mitteilung wiederholt, sagt Eisenhower unwillig: „Wichtig? Nichts ist wichtiger als ein anständiges Golfspiel!"

Allen W. Dulles am anderen Ende der Leitung muß eine ganze Zeit warten, bis er die wenig freundliche Stimme des Präsidenten endlich hört. Er teilt ihm mit, was geschehen ist, und Eisenhower reagiert sofort mit äußerster Schärfe.

„Lieber Dulles, wie die Sache auch verlaufen mag, wir gehen keinen Zentimeter zurück. Wir brauchen Luftaufklärung gegen die Russen, weil wir auf andere Art kein Material über ihre Verteidigungsanlagen bekommen Uns ist jedes Mittel recht. Sagen Sie Hagerty, er soll der Presse Auskunft geben, daß die USA diese Flüge auf meine Anordnung zu ihrem Schutz durchführen. Er soll das geschickt machen, von Pearl Harbour sprechen, und im übrigen darauf bestehen, daß die Flüge der Sicherheit der USA dienen . . ."

Es liegt Dulles fern, dem Präsidenten zu widersprechen. Er fragt nur: „Wann werden Sie in Washington eintreffen?"

Eisenhowers lakonische Antwort ist: „Morgen. Ich beabsichtige hier noch etwas Golf zu spielen."

Er nimmt seinen Schläger und geht wieder auf den Rasen hinaus. Die Mitteilung hat ihn überrascht, aber nicht erschüttert.

Am Abend desselben Tages noch trifft sich Allen W. Dulles mit zwei Männern, die in der Kriegsindustrie der USA die entscheidenden Fäden halten. Es sind Nelson Aldrich Rockefeller, König der Raketenindustrie und Gouverneur des Staates New York, und dessen Bruder, der Chemie-Millionär John D. Rockefeller, lange Zeit persönlicher Berater Eisenhowers. Äußerer Anlaß der Zusammenkunft ist Allen W. Dulles' 67. Geburtstag, aber der eigentliche Zweck, der diese drei Männer in einem schalldichten Extrazimmer eines exklusiven Klubs zusammenführt, ist die Regelung einer Geschäftsangelegenheit. Es geht um nicht wenige Millionen Dollar, und Allen W. Dulles ist der Vertraute jener Industriellen, die ihrerseits eine Anzahl der entscheidenden Monopole der Rüstungswirtschaft vertreten.

In den Klubsälen tanzen die Hochfinanz und der Militärklüngel, die „oberen Zehntausend". Dulles hat dafür gesorgt, daß sich niemand langweilt und keiner Grund hat, über mangelnde Gastfreundlichkeit zu klagen. Sekt und teure Weine fließen, Stehbüfetts biegen sich unter der Last erlesener Speisen. Dulles kann es sich leisten, etwas auszugeben, sein Gehalt als Spionageboß ist gegenüber den Summen, die er für seine Gefälligkeiten von der Rüstungsindustrie bezieht, nur ein Taschengeld. Soeben hat er den Lockheed-Werken den Regierungsauftrag zum Bau eines Luftspionage-Satelliten übertragen. Und die beiden Rockefellers lassen sich ebenfalls nicht lumpen.

Während also in den Sälen Herren in eleganten Abendanzügen mit Damen tanzen, deren Kleider vierstellige Dollarsummen kosten, konferiert der Gastgeber ungestört. Es geht um die Chancen der Rüstungsindustrie Eine Krise scheint überwunden zu sein, und die U-2 spielt dabei eine nicht wenig interessante Rolle. —

Seit dem Besuch des sowjetischen Staatschefs in den USA waren die Börsenkurse der Rüstungsaktien fühlbar zurückgegangen. Zu viele Amerikaner hatten eine friedliche Koexistenz mit der Sowjetunion für besser befunden als ein unweigerlich zum Krieg führendes Wettrüsten. Die Offenheit, mit der Chruschtschow über diese Frage zu den Bürgern Amerikas sprach, hatte ihre Wirkung nicht verfehlt. Gewachsen aber waren die Sorgen der Rüstungsmillionäre wie Rockefeller, Morgan, Dupont und manch anderer. Für 410 Milliarden Dollar hatte die US-Regierung bei diesen Firmen in den letzten 10 Jahren Kriegsmaterial gekauft. Nun aber stand die Gipfelkonferenz bevor, und wenn sie Erfolg hatte, was alle friedlichen Menschen in der ganzen Welt hofften, dann würden die Kurse der Rüstungsaktien unweigerlich weiter fallen. Für die Rüstungskonzerne war deshalb die Gipfelkonferenz zu einer Bedrohung ihrer Profite geworden. Es galt, zu handeln. — *(Fortsetzung folgt)*

Aus dem Inhalt:

Das Redaktionskollegium
Anschrift der Redaktion: Berlin N 3, Postschließfach 7986, Telefon: 42 68 41 und über 22 06 0

„Armee-Rundschau"
Illustriertes Armeemagazin

Herausgegeben im Deutschen Militärverlag, Berlin N 3, Postschließfach 6943, Liz.-Nr. 5/I

Erscheint monatlich, Vierteljahresabonnement 3,– DM.

Bestellungen bei der Deutschen Post

Titelbild:
Unteroffizier Baumgart vom Kollektiv Tischbiereck, das für ausgezeichnete Leistungen am Ende des Ausbildungsjahres 1960 mit der Verdienstmedaille der NVA in Bronze ausgezeichnet wurde.

Rücktitel:
Kabarett der NVA „Die Zünder"

Fotos 1. und 4. Umschlagseite: Gebauer

Redaktionsschluß dieses Heftes: 30. Januar 1961

Aufruf zum 2. Literaturwettbewerb

aus Anlaß des 5. Jahrestages der Nationalen Volksarmee

Genossen Soldaten, Matrosen und Flieger, Maate und Offiziere, Zivilbeschäftigte und Angehörige der Reserve der Nationalen Volksarmee!

Das fünfjährige Bestehen der Nationalen Volksarmee ist untrennbar mit dem ständigen Wachstum der DDR, dem ersten Friedensstaat in der Geschichte Deutschlands, verbunden.

Mit stürmischen Schritten bauen die Werktätigen der Deutschen Demokratischen Republik den Sozialismus auf. Wir, die Angehörigen der Nationalen Volksarmee, haben die ehrenvolle Aufgabe, den Sieg des Sozialismus in der DDR und damit zugleich die großen geistigen und kulturellen Werte und Errungenschaften unseres Volkes gegen den verbrecherischen Aggressionsdrang der westdeutschen NATO-Militaristen zu verteidigen und zu schützen.

Diesen Auftrag erfüllen unsere Armeeangehörigen mit hohem Pflichtbewußtsein. Unzählige patriotische Taten künden von ihren Anstrengungen zur Erhöhung der Gefechtsbereitschaft der Nationalen Volksarmee und damit zugleich vom Wachstum und der Bewährung des neuen, sozialistischen Kämpfertyps.

Bei der Bildung und Erziehung der Armeeangehörigen ist die sozialistische Literatur ein wertvoller Helfer. In ihr finden wir die Helden unserer Zeit, die uns Vorbild sind und denen wir nacheifern.

Unser Staat der Arbeiter und Bauern schuf die Voraussetzung zur vollen Entfaltung der schöpferischen Fähigkeiten aller Werktätigen.

Viele Arbeiter, Genossenschaftsbauern, Angehörige der Intelligenz und Soldaten gingen dazu über, die Menschen im Prozeß der Arbeit und des sozialistischen Aufbaus selbst literarisch zu gestalten.

Genossen! Greift zur Feder und berichtet über die Erfolge unserer Besten! Gestaltet das Antlitz des sozialistischen Kämpfers!

Widerspiegelt in Reportagen, Porträts, Gedichten und Kurzgeschichten das Leben der Soldaten, unsere enge Verbundenheit mit den Werktätigen unserer Republik und mit unseren Waffenbrüdern.

Schreibt Sketche, Blackouts und Szenen für unsere Volkskunstgruppen und bereichert damit unser sozialistisches Kulturleben! Zeichnet Begebenheiten und Erlebnisse der sozialistischen Kampfkollektive in Tagebüchern auf!

Demonstriert die Schönheit unseres sozialistischen Lebens und die Schaffenskraft der Erbauer und Beschützer des Sozialismus.

Nehmt die Feinde des Friedens aufs Korn und prangert ihr volksfeindliches Treiben an.

Stellt eure Arbeiten zur Diskussion und laßt sie durch kollektive Beratungen reifen!

Bildet Zirkel schreibender Soldaten! Vermittelt allen Werktätigen und Soldaten die Taten unserer Besten und gebt damit Ansporn für neue große Leistungen bei der Festigung und Stärkung der Deutschen Demokratischen Republik.

Genossen! Seht euch um, denkt nach, schreibt auf und beteiligt euch am 2. Literaturwettbewerb!

Ausschreibung für den 2. Literaturwettbewerb

1. Teilnahmeberechtigung:

Teilnahmeberechtigt sind alle Angehörigen und Zivilbeschäftigten der Nationalen Volksarmee der DDR sowie die Angehörigen der Reserve der Nationalen Volksarmee.

2. Genres des Wettbewerbs:

Gruppe A: Skizzen, Porträts, Reportagen, Anekdotensammlungen, Kurzgeschichten.

Gruppe B: Gedichte und Liedertexte.

Gruppe C: Sketche, Blackouts, Szenen für Kabarett- und Agitprop-Gruppen.

Gruppe D: Tagebücher von Gruppen, Besatzungen, Bedienungen, Einheiten und anderen militärischen Kollektiven.

3. Preise

Gruppe A: 1. Preis 1000,— DM, 2. Preis 750,— DM, 3. Preis 500,— DM.

Gruppe B: 1. Preis 1000,— DM, 2. Preis 750,— DM, 3. Preis 500,— DM.

Gruppe C: 1. Preis 1000,— DM, 2. Preis 750,— DM, 3. Preis 500,— DM.

Gruppe D: 1. Preis 1000,— DM, 2. Preis 750,— DM, 3. Preis 500,— DM.

Außerdem werden Anerkennungspreise vergeben.

4. Einsendungen:

Die Arbeiten sind unter dem Kennwort „2. Literaturwettbewerb" an den Deutschen Militärverlag, Berlin N 4, Luisenstraße 45, bis zum 15. Mai 1961 einzusenden.

Die Bekanntgabe der Preisträger und ihre Auszeichnung erfolgt nach Abschluß der Auswertung der Einsendungen.

5. Jury:

2 Vertreter des Ministeriums für Nationale Verteidigung,

2 Vertreter des Deutschen Militärverlages,

1 Vertreter des Deutschen Schriftstellerverbandes,

1 Vertreter des Verbandes Deutscher Journalisten,

1 Vertreter der „Armee-Rundschau",

1 Vertreter der „Volksarmee".

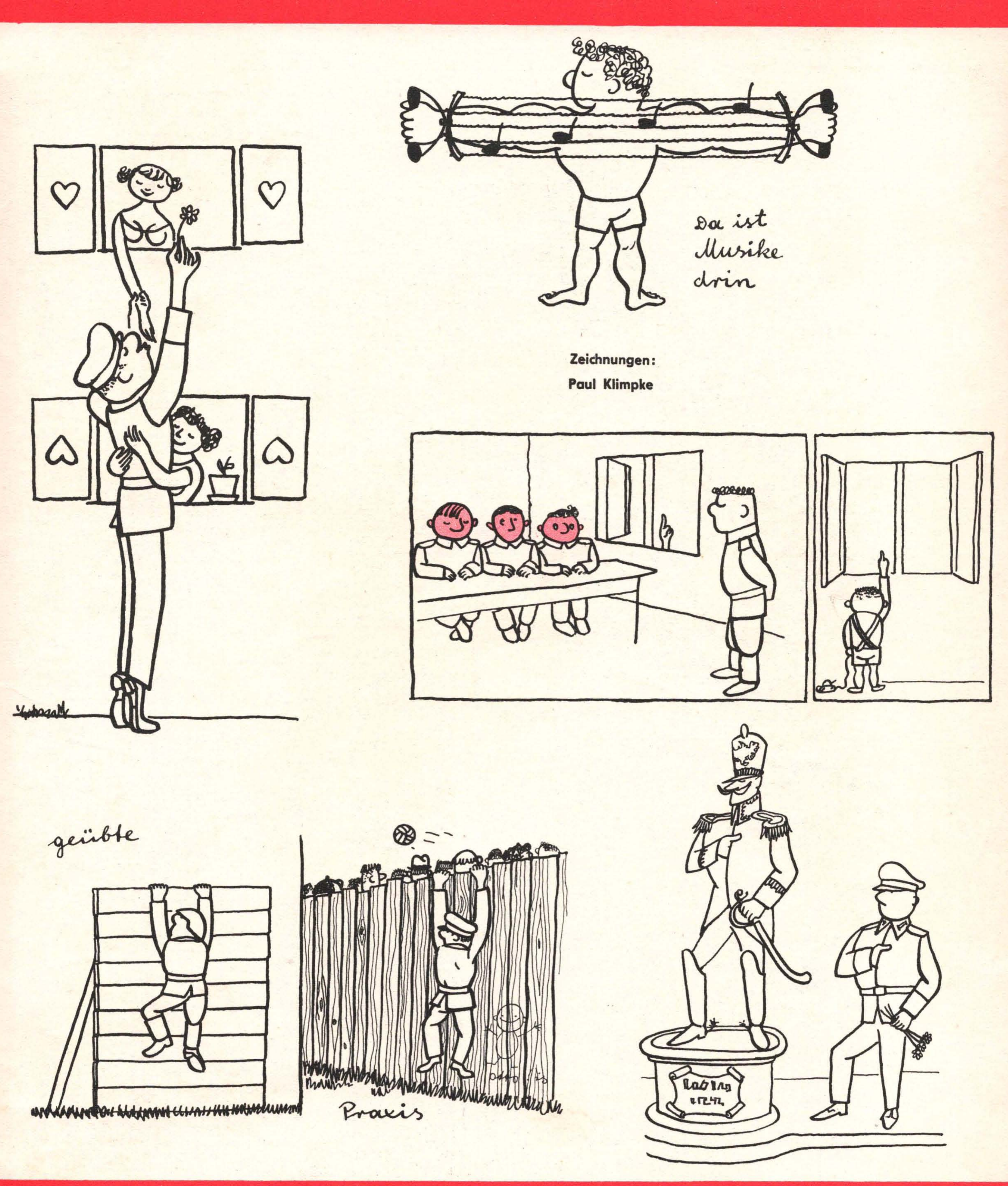
Die Jury entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges.

6. Veröffentlichungsrecht:

Die Teilnehmer des Literaturwettbewerbes erteilen dem Deutschen Militärverlag das Erstveröffentlichungsrecht der eingesandten Arbeiten. Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht. Arbeiten, die durch den Verlag zur Veröffentlichung kommen, werden nach den geltenden Sätzen honoriert.

Deutscher Militärverlag

Es reckt sich,



was ein Recke werden will


ARMEE
Rundschau